Die deutsche Frau um die Jahrhundert-...

Elisabeth Gnauck-Kühne

Die Deutsche Frau

um die Jahrhundertwende.

Statistische Studie zur Frauenfrage

von

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Mit sechs farbigen Diagrammen.

BERLIN 1904.
Verlag von Otto Liebmann,
Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.
W., Steglitzer Strasse 58.

Meinen Jugendfreundinnen
in Blankenburg am Harz
zu eigen.

Nichts können wir mit Recht vom Leben fordern, als eine Arbeit und eine Pflicht.
Kreiten.

Vorwort.

Dies Buch möchte an der Besserstellung des weiblichen Geschlechts mitarbeiten.

Die erste Vorbedingung erfolgreicher Reformen ist Einsicht in vorhandene Mängel.

Es gilt daher, die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts in ihren Schwierigkeiten und Übelständen klar darzulegen.

Eine solche Darlegung darf nicht auf dem schwanken Untergrunde subjektiver Meinung ruhen, sie muss auf Tatsachen fussen. Diese sicher zu erfassen, hilft uns die Statistik.

Aus den vorhandenen statistischen Quellen für meine Gesichtspunkte zu schöpfen, was zu schöpfen war, bin ich bemüht gewesen. Meine Darlegung kann aber nicht erschöpfend sein, weil die Statistik die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts nicht erschöpfend untersucht hat. Mehr als einen Punkt musste ich übergehen, weil die Statistik versagte. So z. B. wird der Leser in dem Abschnitte über die Heiratshäufigkeit die Erörterung vermissen, in welchen sozialen Schichten die Ehehäufigkeit am

schwächsten, in welchen sie am stärksten ist, oder z. B., welche sozialen Klassen das früheste Heiratsalter der Töchter aufweisen.

In dem Abschnitte über die Erwerbstätigkeit fehlt jedes nähere Eingehen auf die 176000 weiblichen Personen in den „freien Berufen". Es liegt leider kein statistischer Nachweis vor über ihren Bildungsgang, die soziale Schicht, der sie entstammen, ihre Einnahme, ihre Lebenshaltung, über den Umstand, wie viele von ihnen Angehörige unterstützen oder ganz ernähren. Über alle diese Punkte würde nur durch amtliche Erhebungen Licht verbreitet werden können.

Eine freundliche Prophezeiung sagt, unser Jahrhundert solle das Jahrhundert der Frau werden. Vielleicht beschert es uns da auch eine reichsdeutsche statistische Erhebung, die die Lage des weiblichen Geschlechts in erster Linie berücksichtigt. Dann würde das Material zu einer erschöpfenden Besprechung der Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche gegeben sein.

Blankenburg a. H., im Januar 1904.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Inhalts-Verzeichnis.

Diagramme.

I.

Grundlinien.

Fasst man mit dem Ausdrucke soziale „Frage“ die Schwierigkeiten zusammen, die da entstehen, wenn eine Klasse der Gesellschaft in Widerspruch zu ihren überlieferten Lebensbedingungen gerät und um Besserstellung kämpft, so gibt es zweifelsohne eine Frauen-Frage. Die historische Überlieferung lehrt, kurz gesagt: Die Frau gehört ins Haus; die Gegenwart aber zwingt die Frau durch physischen und intellektuellen Hunger aus dem Hause heraus. Die historische Überlieferung kennt die Durchschnittsfrau nur als Gemeinschaftswesen, das glatt in der Familie aufgeht; die Gegenwart aber entzieht dem weiblichen Geschlechte in steigendem Masse diesen gewachsenen Boden und stellt so viele weibliche Personen auf sich selbst, dass die frühere Ausnahmeerscheinung, die selbständig ihren Unterhalt gewinnende Frau, der Durchschnitt zu werden droht. Diese mehr und mehr Gestalt gewinnende Zeitentwickelung rüttelt die Frau auf. Sie sucht, sie fordert: Brot, Wissen, Recht. Was ist zu gewähren, ohne Gefahr zu laufen, einen auflösenden, schrankenlosen Subjektivismus zu fördern? Das ist gegenwärtig die eigentliche Frauenfrage.

Wer ernsthaft an die Frauenfrage herantritt, wird sich kaum eines beklemmenden Gefühls erwehren können. Es ist ein Sprung ins Meer. Uferlos liegt das Gebiet vor uns. Meinungen wogen hin und her. Sturzwellen von einschlägiger Literatur brechen über uns herein.

Wo finden wir einen festen Punkt, um unsern Geist sicher zu verankern und dann die Gedanken an langer Kette ziehen zu lassen? Wo finden wir einen festen Punkt, der dem Widerstreit der Meinungen entrückt ist, von dem aus wir den Hebel ansetzen? Wir haben ihn in der Tatsache der natürlichen Zweiteilung der Menschheit, in der Verschiedenheit von Mann und Weib.

Auf den ersten Blick könnte es überflüssig erscheinen, diesen sattbekannten Umstand zu erwähnen. In Wahrheit ist es aber die erste Vorbedingung eines befriedigenden Schlusses, dass wir uns über diese Tatsache der Zweiteilung der Menschheit verständigen und daran festhalten, sowohl seitens der Männer wie der Frauen. Beider Denken entgleist leicht an diesem Punkte. Theoretisierende Männer sind imstande, die weibliche Hälfte in ihrer Wesensbesonderheit zu übersehen und aus dem, was beiden Geschlechtern gemeinsam ist, zu folgern, dass das Weib eigentlich ein Mann ist, nur ein verzeichneter, etwa nach dem Schlusse: Der Mann ist der Mensch. Das Weib ist auch Mensch. Folglich ist das Weib ein Mann. Natürlich nicht ein Voll-Mann, daher auch nicht ein Voll-Mensch, nicht dem Manne ganz gleichartig, folglich minderwertig. Inferior. Zweitklassig. Gewiss kann es durch ein Spiel der Natur sehr begabte Frauen geben, und diese werden dann — die nötige Bildung vorausgesetzt — zur Arbeit mit Männern zugelassen, etwa so wie im Altertum ein Sklave freigelassen werden konnte oder wie in unserer Zeit Bürgerliche in den Adelsstand erhoben werden. An der Lage der Klasse als solcher ändert individuelle Auszeichnung aber nichts. Mit solchem Gedankengange setzen die Männer sich selbst und ihr eigenes Tun als Massstab, an dem die Frau zu messen sei, als ob es nur eine schlechthin vollkommene Verkörperung der Menschheitsidee gäbe, nämlich den Mann.

Bei der Frau ist bis auf die Gegenwart diese Anschauung ebenfalls weit verbreitet. Man hat sie ihr lange

und erfolgreich suggeriert. Aber diese wenig schmeichelhafte Ansicht war für die Frau nichts als eine belanglose Abstraktion, solange sie durch den Zuschnitt der Hauswirtschaft eine höchst konkrete Herrschaft ausübte. Was kümmerte sie die Philosophie! Fern von aller Theorie grünte ihr des Lebens Baum. Die Woche brachte ihr sechsmal ein rechtschaffenes Tagewerk und einmal eine würdige sonntägliche Erholung durch Kirchgang und Spaziergang. Sie ging restlos im Familienkommunismus auf. Ihre erste individualistische Handlung — dass sie starb — war auch zugleich ihre letzte. Gewöhnlich bewies erst die Lücke, die ihr Tod riss, dass sie die Seele des Hauses gewesen war.

Dieser Zuschnitt ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts langsam, aber merklich anders geworden. Die Revolution in der Produktionsordnung durch die Maschine und die Revolution in den Anschauungen durch den individualistischen Zeitgeist haben auch in der Frauenwelt ihre Wirkung getan. Die Frau ist gezwungen worden, selbständig zu arbeiten und selbständig zu denken. Aber ihre Gedanken bewegen sich naturgemäss vorwiegend noch in gelernten, vom Manne gegebenen Bahnen. Und der embryonale Ausgangspunkt dieser männlichen Gedankenbahnen der Frau gegenüber ist, dass sie (die Frau) sich an dem Manne, als der Norm, zu messen und ihre Abweichung vom männlichen Typus als Unvollkommenheit, die Minderwert bedingt, zu betrachten habe. Die bewusste oder unbewusste Auflehnung gegen diese Anschauung war eine der moralischen Ursachen der Frauenbewegung. Zuerst versuchte man diese männliche Auffassung zu bekämpfen, indem man auf ihrem Boden stehen blieb und als Ziel erfasste, die Ebenbürtigkeit des weiblichen Geschlechts durch möglichste Mannähnlichkeit zu beweisen. Dass diese Ähnlichkeit nicht nur in Leistungen, sondern auch in Äusserlichkeiten gesucht wurde, war eine Kinderkrankheit. Ebenso

erklärlich erscheint es dem Kenner der weiblichen Psyche, dass in einzelnen Vertreterinnen des leicht erregbaren, beweglichen Geschlechts die Sucht der Vermännerung zum Fanatismus wurde, der selbst den angeborenen Instinkt des Weibes, zu gefallen, unterdrückte; sie entstellten sich selbst, indem sie sich ihres natürlichen Haarschmuckes beraubten.

Die Theorie vom absoluten Manntypus auf diesem Wege der Gleichmacherei zu bekämpfen, ist für alle Zeiten aussichtslos. In der jüngsten Gegenwart entstand denn auch unter den Frauen eine neue, scharf entgegengesetzte Geistesströmung, die die Bedeutung des Weibes beweisen will, nicht indem sie sich auf den Boden der männlichen Anschauung stellt und der darin liegenden Anregung zur Vermännerung nachgibt, sondern indem sie den Spiess umdreht und nun den Weibtypus als das Absolute hinstellt, dem der Mann lediglich Mittel zum Zweck ist. Das Weib ist der Vollmensch, dem der Mann auf Begehren zu dienen hat. Nach getaner Schuldigkeit aber verschwindet er im Dunkel seiner Überflüssigkeit. Diese Richtung hat die Losung: „Ein Kind und Arbeit" geprägt. Das Weib soll die Lasten beider Geschlechter tragen, die eigene weibliche Geschlechtslast der Mutterschaft und dazu die (geistige oder physische) Arbeitslast des Mannes. In dieser Richtung, die mit der grössten Kulturerrungenschaft, der lebenslänglichen Einehe, kurzerhand aufräumt, überschlägt sich der Subjektivismus. Dass sie ebensowenig Aussicht auf Erfolg hat wie die Sucht nach Vermännerung, bedarf keines Wortes.

Diese beiden weiblichen Richtungen werden den Geschlechtern in ihrer Eigenart ebensowenig gerecht wie die Überzeugung der Männer von der Überlegenheit ihres eigenen Typus. Die Frage, welches der beiden Geschlechter die eigentliche Menschidee darstellt, kann in dieser Fassung überhaupt nicht beantwortet werden. Wäre eins der beiden Geschlechter die absolute Norm,

so wäre Abweichung von der Norm Unvollkommenheit. Unvollkommenes und Vollkommenes aber können nicht gleichen Wert haben. Daher müsste dasjenige Geschlecht, das die absolute Norm darstellt, das vollkommene Geschlecht sein und das von ihm abweichende das unvollkommene, inferiore. Wir kommen der Wahrheit näher, wenn wir keines der beiden Geschlechter als absoluten Massstab setzen. Mann und Weib sind zwei verschiedene Verkörperungen der göttlichen Menschheitsidee; verschieden, damit sie sich ergänzen; zwei Typen, die miteinander verglichen, aber nicht aneinander gemessen werden können. Das Weib ist ebensowenig ein verzeichneter Mann, wie der Mann ein missglückter Weibversuch. Daher kann die Norm für den Mann nur der Mann, für das Weib nur das Weib sein. Diese Ansicht hat auch das Gute, die vergeblichen Versuche überflüssig zu machen, durch Gründe die Theorie von der Überlegenheit des männlichen Geschlechts zu stützen. Auf einen opportunistischen oder prinzipiellen Grund anderthalb Gegengründe! Selbst die Verschanzung hinter der biblischen oder hinter der natürlichen Schöpfungsgeschichte hält nicht stand. Entwickelung sehen wir hier wie da. Und in dem Begriffe der aufsteigenden Entwickelung liegt, dass immer die folgende Stufe die höhere ist, die weniger verfeinerte aber zuerst kommt. Danach wird die Schöpfung durch den letzten Akt, die Weibschöpfung, vollendet; der Manntypus geht ihm vorher. Der Weibtypus ist der letzte, also der am feinsten entwickelte. Alle diese Erörterungen, seien sie allzu menschliche Rangstreitigkeiten oder Beschönigung eines unfruchtbaren Geschlechtsegoismus, werden aufgehoben durch die Ansicht, dass beide Geschlechter Verkörperungen göttlicher Ideen sind. Jeder Versuch, ein Geschlecht als einen Abzug vom anderen hinzustellen, ist ein Diebstahl im reichen Haushalt der Natur, ist Unterschlagung einer göttlichen Idee. Dieser Hinweis klopft

auch an die Tür derjenigen Schriftgelehrten, die mit dem biblischen Schöpfungsberichte eine Unterordnung des weiblichen unter den männlichen Typus als solchen begründen wollen. Sie müssen zwar zugeben, dass Gott das Weib geschaffen hat: was sie aber in Abrede stellen, ist, dass das Weib eine besondere göttliche Idee verkörpert. Aus ihrer Annahme würde aber folgern, dass Gott, im Begriffe, das Weib zu schaffen, keine Idee mehr fand und deshalb das männliche Cliché noch einmal abzog. Es liegt in der Art zweiter Abzüge, matter auszufallen, unvollkommener, daher die Unvollkommenheit des Weibes, die seine Unterordnung unter den Mann bedingt. Diese Auffassung macht Gott zum altgewordenen Künstler, dessen Schaffenskraft versiegt, und der sich deshalb aufs Kopieren legt. Ob eine solche Auffassung zur grösseren Ehre des Männergeschlechts dient, mag unerörtert bleiben, zur grösseren Ehre Gottes dient sicherlich mehr die Auffassung, dass auch der Weibschöpfung eine ebenbürtige göttliche Idee zugrunde liegt. Weder der Mann noch das Weib stellen gesondert für sich die vollkommene Menschheitsidee dar. Beide sind der Ergänzung bedürftig und müssen in der Gemeinschaft Vollendung suchen. Auch in diesem Sinne kann man es deuten, wenn die Alten Eros den Bezwinger nannten, der starren Stolz zur Gemeinschaft führt, und wenn der Weltapostel die Liebe „das Band der Vollkommenheit" nennt. Ohne Liebe keine fruchtbare Gemeinschaft, und ohne Gemeinschaft keine Vollendung für den einzelnen.

Aber auch innerhalb der Gemeinschaft ist der Weg zur Vollendung nicht derselbe für Mann und Weib. Das sehen wir klar in dem engsten Gemeinschaftskreise, in der Urzelle der menschlichen Gesellschaft, der Ehe. Verschieden hat die Natur die Aufgaben und deshalb die Gaben verteilt; die Ehe bedeutet nicht dasselbe für den Mann wie für das Weib, kann und wird nie dasselbe

bedeuten und wenn eine noch so starke anarchisierende Strömung sich über die Verschiedenheit der Geschlechtsaufgaben hinwegtäuschen will. Die Natur behauptet sich aller Verblendung zum Trotz. Und die Natur ist es, die die Verschiedenheit der Geschlechter will. Streifen wir alles Zufällige von der Ehegemeinschaft ab, alles Kultürliche ebenfalls, lassen wir nur das Natürliche stehen — die Geschlechtsverschiedenheit bleibt und ihre Aufgaben bleiben, und diese Verschiedenheit erkennt dem mütterlichen Organismus den Hauptanteil bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes zu. Monatelang ist der werdende Mensch vom Leben der Mutter, von der bildnerischen Tätigkeit ihres Organismus abhängig, er lebt mit ihr und stirbt mit ihr. Durch einen letzten kraftvollen Akt des weiblichen Organismus wird er dem Lichte geboren. Aber auch dann ist noch der losgetrennte Organismus zur Erhaltung seines Lebens auf den mütterlichen angewiesen, den die Natur nun schöpferisch ausstattet. Aber eben diese hohen Aufgaben beanspruchen den weiblichen Organismus völlig, wenn sie zum Wohle des Menschengeschlechts erschöpfend erfüllt werden sollen. Vom Manne verlangt die Ehe viel, vom Weibe alles, sie verlangt das Weib selbst. Der Mann ist Gatte und Vater im unbesoldeten Ehrenamte, für das Weib ist die Ehe in jedem Sinne Beruf und zwar, so will es die Natur, soll das Weib hauptberuflich und nicht nebenamtlich Hausmutter sein. Eine höhere Aufgabe als die der Hausmutter gibt es nicht. Nur für höchste Aufgaben setzt man sein Leben ein. Was die Ehe der Frau in der Mutterschaft gibt, ist so gross, dass sie es mit Gefahr ihres Lebens erringen muss. Neben diesen Aufgaben verschwindet zunächst jede andere als nebensächlich. Was immer die Kultur noch erringen mag, wie gross auch immer die Männer sein mögen, die wir in Zukunft zu erwarten haben, zunächst müssen sie geboren werden, müssen ihre Mütter gewillt sein, ihre

Naturaufgabe zu erfüllen. So selbstverständlich dies ist, ist es doch nicht lebendig im Bewusstsein der Gegenwart. Mutterschaft und Mütterlichkeit stehen nicht hoch in der Schätzung der Zeitgenossen. Eine Zeit, die pessimistisch das Leben selbst nicht hoch wertet, wird auch seine Quelle nicht hoch werten.

Es würde unglaublich scheinen, dass die Natur mit der gewaltigen, schmerzlich-lustvollen Aufgabe der Mutterschaft das Weib bedacht hätte, ohne es auch psychisch dazu auszurüsten. Und sie hat es getan. Der physischen Ausrüstung entspricht ein psychisches natürliches Moment, ein Instinkt. Das kleine Mädchen, das noch nie eine Puppe sah, schafft sich eine durch einen Stein und alte Lappen. Dieser Instinkt wird die Mädchen immer wieder zur Ehe führen, aller beruflichen Bildung zum Trotz. Das sollte eine Warnung sein für die, die in der Ehe nicht „den“ sondern „einen“ Beruf unter vielen sehen wollen, eine Mahnung aber auch für die, die durch fachberufliche (insonderheit geistige) Ausbildung eine Verkümmerung der mütterlichen Triebe des Weibes befürchten. Beide sind im Irrtum. Berufsarbeit kann tatsächlich ein Ersatz werden. Im Begriff des Ersatzes liegt aber schon, dass es nicht das ursprüngliche, eigentliche ist, sondern an zweiter Stelle steht. Und Ausbildung kann das Weib gefährden, aber nur, wenn der Instinkt bereits verkrüppelt ist. Als Norm dürfen wir annehmen, dass der Mutter-Instinkt in der Jungfrau schlummert und durch die bräutliche Liebe geweckt und zur vollen Entwickelung (zur reifen Mütterlichkeit) geführt werden soll, — eine Auffassung, die der Genius unseres Volkes im Märchen vom Dornröschen sinnig erfasst hat. Diese Mütterlichkeit, das Ziel der Entwickelung, ist nicht zur Familiensucht erweiterte Selbstsucht, nicht weichliche Willenlosigkeit, sondern tätige Geduld, kraftvolle Ruhe, bewusste Fülle, Urkraft. Im Wechsel der Zeiten bleibt sie sich im

wesentlichen gleich. Aus dem Munde der mutterstolzen Niobe könnte das Lied unserer Zeitgenossin Mia Holm stammen:

> Sonne lacht und wirft durchs Zimmer
> Goldnen Schein
> — — — — — — — — — — —
> — — — — — — — — — — —
> Doch in mir glänzt schönre Wonne,
> Hellres Licht:
> Eine Mutter, arme Sonne,
> Bist du nicht!

Der Instinkt der Mütterlichkeit ist der springende Punkt der weiblichen Psyche; er kann sie bei hochbegabten Naturen zu mystischen Tiefen führen, wo sie dem Urquell alles Seins näher kommt als je der grübelnde natürliche Verstand. Aber er ist nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv, soziologisch, von höchster Bedeutung. Der Mutterinstinkt ist gesellschaftsgeschichtlich das Primäre, ist der Urquell altruistischer Gefühle, ursprünglichste Natur und potenzierte Kultur. Über das Dunkel der Urgeschichte der Familie breitet dieser mütterliche Trieb einen verklärenden Schimmer, die Möglichkeit künftiger Entwickelung verheissend. Er hat der Aufwärtsentwickelung der Menschheit den Hebelpunkt, der übersinnlichen Welt den Berührungspunkt geboten. Aufwärts geführt hat er die Menschheit, weil er die Mutter für den hilflosen lästigen Säugling Zuneigung empfinden liess. Zuneigung erzog sie zur Fürsorge, zur Umsicht, Zuneigung machte sie erfinderisch. „Nichts als ein tierischer Instinkt“, wirft man verächtlich ein. Um zur verklärten Mutterliebe entwickelt zu werden, musste der Instinkt aber doch da sein! Und er war da und half der Menschheit zu dem Grade von Gemütswärme, ohne den kein Leben gedeiht. Dieser Muttertrieb hat aber auch der übersinnlichen Welt den Berührungspunkt

geboten. Eine Fülle unabsehbarer Entwickelungsmöglichkeiten lag verheissungsvoll in seiner Linie, und „als die Zeit erfüllet war“, wurde die Möglichkeit Wirklichkeit: Das Weib wurde in Maria, der Mutter Jesu, Mithelferin an der Erlösung der Menschheit. Solange es eine erlösungsbedürftige Menschheit geben wird, solange wird man auf dieser Wirklichkeit fussen. Ohne seine Mutter kein Jesus, kein Christus, folglich ohne Maria kein Christentum. Die Kirche beugt sich verehrend vor ihr und damit vor der Mütterlichkeit. Einen stärkeren Appell an Maria hat der christliche Mann nicht gefunden als den Ruf: „Te monstra esse matrem!“ Zeige, dass du Mutter bist!

Es ist die wesentliche Gabe der weiblichen Psyche, dass sie vermag, den natürlichen Lebenstrieb in die übersinnliche Welt hineinzutragen, ihn zur Himmelsleiter zu verklären, die zu Gott führt. So wird die Klosterfrau zur „Himmels-Braut“. Frauen, in denen das Übernatürliche als neue Kraft sichtbar nach aussen wirkte, verehrt die Kirche als „Heilige“.

Eine Fülle von Segen hat der Glaube an die mystische Beziehung des Weibes zum Göttlichen der Menschheit gebracht. Wo immer er männliche Geister befruchtete, wirkte er Wunder der Schönheit. In der Malerei wird uns dies greifbar vor Augen gestellt. Der Glaube an das Ewig-Weibliche zog die männliche Phantasie zur höchsten Kunst hinan. Ohne diesen Glauben hätte Tizian nicht seine Assunta, Rafael nicht seine heilige Katharina oder die Sixtina, Correggio nicht die heilige Nacht, hätten Botticelli, Murillo, Dürer, Cranach nicht ihre Madonnen und Heiligen gemalt. Der Glaube an das Ewig-Weibliche hat seine befruchtende Kraft im Wandel der Zeiten nicht verloren. Die Schule der sogen. „Nazarener“ hat von ihm Anregung empfangen, in der Gegenwart Maler wie Gebhard, Thoma, Führich. Wo dieser Glaube an das Weib lebt, da wirkt er in der männlichen

Phantasie, auch auf profanem Gebiete, zugleich als Stimmung und als Stoff zur grossen Kunst.*) So dankt das Weib dem Manne. Wo dieser Glaube fehlt, da fehlt der Phantasie der höchste Flug, da wird die Kunst leicht nüchtern oder lüstern. Der Niedergang der Kunst rächt das Weib an den Männern, die an Stelle schöpferischen Glaubens eine mechanistische Weltanschauung setzen, dem Weibe seine Beziehung zum Göttlichen als Gespensterei und Einbildung ausreden und ihm statt dessen die Welt des Sinnengenusses anpreisen als das Reich, wo es als Königin gebieten soll. Diese kulturfeindlichen falschen Freunde des weiblichen Geschlechts bringen es schliesslich dahin, dass das Weib, zur Fügsamkeit erzogen, ihnen nachgibt, mit eigener Hand den züchtigen Schleier zerreisst und bald die Männer an Schamlosigkeit übertrifft. Circe rediviva. Dann können wir, wie heute, erleben, dass von Frauenhand literarische Erzeugnisse entstehen, über die die berüchtigte Germinie Lacerteux noch erröten würde. Wenn die Brüder Goncourt in dieser Gestalt eine vereinzelte pathologische Figur zeichneten, so machen gewisse moderne Schriftstellerinnen den verbrecherischen Selbstverteidigungsversuch, diesen Krankheitsfall zu verallgemeinern, die Entartung als das Normale, die Zuchtlosigkeit als das Charakteristikum der Frauenwelt hinzustellen. Was sie getan, so wollen sie den Männern einreden, täten alle. Und der Erfolg? Der Mann wendet sich angewidert ab und spricht ebenso treffend wie brutal von „Dirnenliteratur und Bordellkunst". So dankt das Männergeschlecht dem Weibe, wenn es die von den Männern selbst verbreiteten materialistischen Lehren beherzigt und sich zur Königin des Sinnengenusses machen lässt. Erst wird ihm seine köstlichste Habe, die Fähigkeit tiefinnerlichster Gottnähe ge-

*) Man vergleiche „Dichter und Frauen" von Fritz Lienhard in der Deutschen Monatsschrift, Oktober 1903.

raubt, und wenn es dann die Theorie in Praxis umsetzt und folgerichtig wilden Sinnenrausch dafür begehrt, so wird es bekrittelt und verächtlich Dirne geschimpft. Es soll nicht begehren, nur gewähren, männlichem Wunsche willfahren, selbst aber wunschlos sein. Als Königin der Sinnenlust ist es die Sklavin männlicher Laune.

Der Glaube an die Mystik der weiblichen Psyche ist ursprünglich. Die Geschichte kennt ihn zu allen Zeiten. Die Griechen hatten die Pythia, die Römer ihre Vestalinnen und die sibyllinischen Gestalten, unsere heidnischen Vorfahren sahen „etwas Heiliges und Ahnungsreiches" im Weibe und erhoben es durch die Priesterwürde zur Mittlerin zwischen Göttern und Menschen. Über die mittelalterliche Kirche und die Marienverehrung (von der wir bereits gesprochen) hinweg, finden wir diesen Glauben bei Goethe wieder. Faust steigt mit dem Schlüssel der Geheimnisse zu den Müttern in die Tiefe, und in der tiefsten Tiefe findet er den Quell der Lebenswärme. Er findet das Feuer in dem glühenden Dreifuss, dem Sinnbild der menschlichen Dreiheit. Und dieses Feuer wird von den Müttern bewahrt; Mütter hüten das grosse Geheimnis des Lebens. Sie schauen selbstvergessen in uferlose Fernen, wo Himmel und Erde sich berühren: Wo Mütter sind, da sind nicht auszudenkende Möglichkeiten.

Vom Erhabenen zum Grausigen ist's nur ein Schritt. So wirkte im letzten Grunde die Vorstellung von der leichteren Zugänglichkeit des Weibes für übernatürliche Mächte mit, als Frauenverehrung im allzu menschlichen Stimmungswechsel in Hexenverfolgung umschlug.

Die katholische Kirche hat den Glauben an die Fähigkeit und Empfänglichkeit des Weibes für Übernatürliches bewahrt, der Protestantismus damit aufgeräumt. Die katholische Kirche in Deutschland hat aber

nicht immer in derselben Reinheit und Stärke diesen Glauben und seine besondern Pflegestätten, die Frauenklöster, erhalten. Im 16. Jahrhundert war er stellenweise ein so dünnes Fädchen geworden, dass er zerriss, als Luther ihn prüfend spannte. In protestantischen Ländern betonte man vom 16. Jahrhundert an nachdrücklich die rein natürliche Bestimmung des Weibes. Das Weib wurde Geschlechtswesen, so ausschliesslich Geschlechtswesen, dass es nur als Gattin für voll angesehen wurde. Für die Ledige hatte man kein Verständnis, sie wurde die Zielscheibe des Spottes. Man kannte nur die Gattin (Witwe) und die lächerliche oder boshafte „alte Jungfer". So blieb es jahrhundertelang. Da aber hob sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts aus dem sonst so friedlich ruhenden Meere der Frauenwelt eine starke Welle: Die Frauenbewegung. Sie trug eine neue Frau empor, die Berufsfrau, die selbständige, das heisst für sich selbst sorgende, des Mannes entratende Arbeiterin aus allen Schichten der Bevölkerung. Die Frauenbewegung hat nicht die Berufsarbeiterin erst hervorgebracht, die Frauenbewegung trug sie aber empor. Sie zeigte sie der Welt und ebnete ihren Weg. Sie machte den Menschen klar, dass ein Umschwung in den Lebensverhältnissen des weiblichen Geschlechts vor sich gehe, dass es in Widerspruch zu seinen überlieferten Lebensbedingungen geraten sei und um Besserstellung kämpfen müsse.

Seitdem ist die Erörterung über die Lage und den Beruf des weiblichen Geschlechts nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden. Dass wirtschaftliche und ideelle Ursachen einen Umschwung in den Lebensverhältnissen des weiblichen Geschlechts herbeiführen, dass die Gegenwart im besonderen Sinne eine Übergangszeit für das Weib bedeutet, ist unbestreitbar. Die Frage ist nur: W i e w e i t g e h t d i e s e r U m s c h w u n g? Ist die Ehe noch der Hauptberuf des weiblichen Geschlechts in

unserm Vaterlande oder nicht? Und welche Bedeutung hat neben ihr die Notwendigkeit gewonnen, mittels erwerbsmässiger Arbeit zu Lebens-Inhalt und -Unterhalt zu gelangen? Kurz: Welchen Anteil hat das deutsche Frauengeschlecht an Ehe und an Erwerbsarbeit? Diese Frage beantworten heisst nichts anderes, als die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche untersuchen. Über diese müssen wir uns unterrichten, wollen wir zu einem begründeten Urteile in der Frauenfrage gelangen, d. h. zu einem Urteil, das auf Kenntnissen und nicht auf falscher Verallgemeinerung engbegrenzter persönlicher Erfahrung ruht. Ein verhältnismässig sicherer Weg zu diesem Ziele dürfte eine Wanderung durch die dürren Gelände der Statistik sein. Eine mühselige Wanderung. Aber der Einsatz an Zeit und Kraft wird durch die Gewissheit wettgemacht, dass die so gewonnene Einsicht kein Trugbild sein kann.

Hier wird nun etwa von Lesern, die statistischer Arbeit abhold sind, der beliebte Einwand erhoben werden, dass im Gegenteil die Zahlen kein verlässliches Bild geben können. Vor Ablauf des Zähljahres stürben noch viele, von den Ledigen heirateten viele, und von den schon Verheirateten würde eine Anzahl verwitwet. Dem wäre zu entgegnen, dass, wenn viele sterben, noch mehr geboren werden, und dass, wenn viele heiraten und die Zahl der Ledigen verringern, dafür die ganze Klasse der 15jährigen 16 Jahre alt wird und damit in das Alter der Ehemündigkeit einrückt. Ein Bild hilft vielleicht zu einer Vorstellung: Die Bevölkerung ist wie ein grosser Strom. Wir stehen beobachtend an seinen Ufern und sehen ihn fliessen. Unablässig gleiten seine Wassermassen an uns vorüber und verschwinden uns aus den Augen, aber der Wasserspiegel bleibt sich gleich, so gut wie die Tiefe des Stromes. Nur starke äussere Einflüsse können da merklich eingreifen. So gleitet unablässig der Strom der Menschheit dahin und verschwindet

unter dem Tor des Todes aus unsern Blicken. Es sind stets andere Geschlechter, aber das Bild bleibt dasselbe, wofern nicht starke äussere Umstände es verändern.

Ehe wir uns nun aber der Betrachtung der Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts in Deutschland widmen und die Frage beantworten, wie weit der Umschwung tatsächlich geht, fragen wir, wie dieser Umschwung sich vorbereitet hat? Zu diesem Zwecke werfen wir einen Blick rückwärts auf die Entwickelung der Frauenarbeit und damit auf die Ursachen der Frauenbewegung.

II.

Wirtschaftliche und ideelle Ursachen der Frauenbewegung.

Historische Überlieferungen haben nicht immer das Recht auf ihrer Seite. Es gibt auch Gesetze und Rechte, die sich „wie eine ewige Krankheit forterben“. Aber die historische Überlieferung, dass das Weib ins Haus gehört, hat sicher das Recht auf ihrer Seite, denn sie hat die Natur für sich.

Es ist eine gute natürliche Zeit für das weibliche Geschlecht gewesen, als dies Wort sein Dasein umspannte. Sein Leben konnte nicht einschneidender beeinflusst werden als durch Umstände, die es vom Hause und Familienleben trennten und ihm damit einen Boden entzogen, der sein unbestrittenes Eigentum in historischer und vorhistorischer Zeit gewesen war.

Wollen wir uns den Gang der Entwickelung bis zu diesem Umschwunge im allergröbsten Umrisse vergegenwärtigen, so tun wir gut, einige Einschnitte in das schier unübersehbare Gebiet zu machen und es damit zu gliedern.

Den ersten Abschnitt können wir mit einiger Berechtigung bis zur Städtegründung ums Jahr 1000 nehmen. Dünn bevölkerte Landstriche. Wenig Verkehrsmittel. Wenig Verkehr. Jede Familie (eine wirtschaftliche Vereinigung unter männlichem Schutze) muss selbst schaffen, was sie braucht. Und sie kann es. Es handelt sich nur um Befriedigung von Naturbedürfnissen. Die Familie

produziert aber auch nur Güter für den eigenen Gebrauch, für die eigene Wirtschaft, sie hat wenig oder keine wirtschaftlichen Beziehungen zu andern Gemeinschaften. Es ist die Zeit der reinen Privatwirtschaft. In diesem Stadium sind alle Frauenhände wertvoll. Die Frauen sind die unentbehrlichen Produzentinnen, die bewaffneten Männer die Mitkonsumenten. Privatwirtschaft ist Frauenwirtschaft. Unter den Händen der Frau verwandelt sich das Mehl in Brei und Brot, die Schafwolle in wärmende Kleidung. Sie erhält unter der Asche die glimmenden Funken, sie schürt das Feuer, dass es Licht und Wärme gibt. Eine nicht auszudenkende Fülle von Frauenfleiss und Frauenarbeit hat in jener fernen Zeit die Grundlage und das Band der Familiengemeinschaft unter männlichem Schutze gebildet. Wieviel Mühe mag es allein schon gekostet haben, bis die sichere Verbindung loser Stoffteile, das Nähen, mit Metallnadeln vor sich ging, bis der natürliche Dorn durch den nachgeahmten künstlichen, die Nadel (erst aus Bein, dann aus Metall), abgelöst worden war!

Der Menschengeist stand nicht still, er strebte vorwärts, und jeder Fortschritt führte zu einem andern. Erfahrung lehrte die Hütten besser bauen und die Vorräte besser hüten, besser gehütete Vorräte ermöglichten regelmässigere Ernährung, dadurch bessere Pflege der Kinder und Erhaltung der eigenen Kräfte. Die Menschen lebten länger, mehrten sich und rückten näher zusammen. Grosse Gemeinwesen, Herrensitze und Bischofsitze mit gegliederter Bevölkerung entstehen. Die Bedürfnisse wachsen und verfeinern sich zu Kulturbedürfnissen. Die Menschen wollen nicht nur bekleidet sein, die einzelnen Schichten wollen sich von einander unterscheiden in Kleidung, Wohnung, Speise und Trank, Waffen und Zaumzeug. Der Vornehme will seine Frau in besseren Schuhen und feineren Gewändern sehen als das Mädchen auf dem Hofe. Die Erfindungsgabe wird angeregt, die Ausführung vertraut man der geschicktesten Hand, die es einmal gut

gemacht hat und immer wieder mit dieser Arbeit betraut wird. Auch die Masse der Arbeit wächst; Frauen-Arbeitsstuben werden eingerichtet. (Nörrenberg.) Es wächst auch die Anforderung an urbarmachende, kraftfordernde Arbeit, zu der man nicht die geschicktesten Hände, sondern die stärksten Arme nimmt. Arbeitsteilung beginnt. Die Werkzeuge werden verbessert. Arbeitsteilung erzeugt Übung. Die Verrichtungen werden schneller erledigt, die Gütererzeugung nimmt zu. Schliesslich werden mehr Sachgüter produziert, als das Anwesen brauchen kann. Der Überschuss drängt nach Verwertung. Mehrere Anwesen werden von demselben Wunsche zu Begegnungen geführt, die den Austausch von Gütern zum Zwecke haben. Man trifft sich bei einer Siedelung, die gut gehalten und von kräftiger Hand vor Raubgesindel geschützt wird und günstig liegt — etwa an einem schiffbaren Wasser oder an einem Punkte, wo zwei der seltenen Strassen sich schneiden. Der Treffpunkt wird gewohnheitsmässig zum Platze des Austausches der Güter. Das eigenproduzierte Gut wird Ware, der Platz wird Markt, das Gemeinwesen wächst sich zum Marktflecken aus, der Marktflecken zur Stadt. (Sohm.)

Auf dem Lande bleibt zunächst alles beim alten, aber in den Städten steigen die Kulturbedürfnisse schneller. Die Bewohner machen Ansprüche. Die Gewohnheit, einem bestimmten Arbeiter eine bestimmte Arbeit aufzugeben, prägt sich immer mehr aus. Das Handwerk entsteht. Die Handwerker schliessen sich zusammen. Die Zunft entsteht. Die Zunft ist organisierte gewerbliche Männerarbeit. Die Frauen sind meistens ausgeschlossen, sie bleiben auf das privatwirtschaftliche Gebiet beschränkt.

Die Männer dringen vor. Eine Arbeit nach der andern bröckelt von der Privatwirtschaft, dem Arbeitsgebiet des weiblichen Geschlechts, ab und fällt den Männern anheim. Die Frau bäckt noch das Brot, aber der Müller mahlt das Mehl. Der Schneider schreibt ihr vor, was sie

nähen darf, was nicht. Die Organisation der Männerarbeit ist die bedeutsamste, einschneidendste Folge der Städtegründung für das weibliche Geschlecht. Und dies nicht nur, weil die Männer in das weibliche Arbeitsgebiet einbrechen, mehr noch, weil der Unterschied zwischen gelernter und ungelernter Arbeit ausgeprägt wird. Die häusliche Frauenarbeit zählt zur letzteren. Die Männerarbeit geniesst alle Vorteile der Organisation, die Frauenarbeit alle Nachteile der Vereinzelung und Zufälligkeit; sie muss als rein erfahrungsmässiges Können schliesslich der Systemlosigkeit verfallen und damit im Dilettantismus endigen. Die Bedeutung der Organisation der Männerarbeit rechtfertigt es, wenn wir das Zunftwesen als charakteristisches Merkmal des zweiten Abschnittes ansprechen und diesen Abschnitt bis 1800 ausdehnen: Der privatwirtschaftlichen Frauenarbeit steht die organisierte gewerbliche Männerarbeit gegenüber.

Die Frage drängt sich auf: Warum liessen die Frauen dies geschehen? Vermutlich haben sie es natürlich gefunden. Sie haben sich darüber nicht Rechenschaft gegeben. Noch füllte die Hausarbeit die Frau aus, sowohl auf dem Lande, (wo reine Privatwirtschaft sich erhalten hatte), wie in der Stadt, deren grösseste nach unserm heutigen Begriff klein war. Noch umfasste die private Wirtschaft die Beschaffung und Bewahrung von Vorräten, noch wurde gesäet, gepflanzt, geerntet, gehechelt, gesponnen, geschlachtet, gebacken, gewaschen. Auch das kleine Bürgerhaus hatte Wirtschaftsräume, hatte einen engen Hof mit Stall und Heuboden, vor dem Tore ein Stück Feld und in diesem ein Gärtchen, das auf die Hände der Frau wartete. Waren die Männer die Produzenten der Marktware geworden, so waren die Frauen die Produzentinnen der Hausbedarfsgüter geblieben. Und neben diesen galt es im steigenden Masse Kulturbedürfnisse zu befriedigen. Die Nadelarbeit der Frau entwickelte sich schnell. Bewunderungswürdige Beweise davon

sind auf uns gekommen. An Verwendung und Anregung fehlte es nicht. Ein beneidenswerter Hauch von Kunst, von der Kirche genährt, streifte das nüchterne Alltagsleben. Jede Gemeinde hatte ihre Kirche, die in den Messen täglich, in den grossen Kirchenfesten jahraus, jahrein Herzen und Sinne erhob, die Phantasie anregte, aber auch beständig kunstfertigen Händen Beschäftigung bot. Eine Fülle von Geschmack, Fleiss, schöpferischer Erfindung diente den Gottesdiensten zur Verherrlichung. Was die Arbeit der Frau durch die Zünfte an Ausdehnung eingebüsst hatte, wurde wett gemacht durch Verfeinerung der Arbeit. (Qualität.)

Die Frau war aber nicht nur ausgefüllt, sie war auch versorgt. Das Haus hatte starken Bedarf an Frauenhänden. Auch die Unverheiratete war kein Ballast, keine Almosenempfängerin, sondern eine Arbeiterin, die ihre schätzbare Kraft in den Dienst des Hauses stellte. Neben dem Hause waren es Genossenschaftsbildungen geistlicher Art, wie das Kloster, oder halb weltlicher Art, wie die Beguinenhäuser, die ihre Tore den Unversorgten öffneten. Überall fanden sie Arbeit. —

Schwieriger gestaltete sich die Lage der Frau in dem dritten grossen Abschnitte, der Gegenwart. In diesem Zeitabschnitte gerät sie in Widerspruch mit ihren überlieferten Lebensbedingungen und sieht sich gezwungen, um Besserstellung zu kämpfen. Die Ursache dieser Umwälzung ist die Einstellung der Maschine. Als die Dampfkraft der Gütererzeugung dienstbar gemacht wurde, übernahm die Maschine allmählich die Herstellung von Gütern, nicht nur von Marktware, sondern auch von Hausbedarfsgütern. Die Eigenproduktion wird von der zentralisierten Gütererzeugung abgelöst, an die Stelle der häuslichen Wirtschaftsräume tritt die Zentrale, die Fabrik, die für alle produziert und diese Produkte gegen Geld absetzt. Die Privatwirtschaft erweitert sich zur Volkswirtschaft, d. h. zur Männerwirtschaft. Männer sind

die Führenden, die Unternehmer, die technischen und kaufmännischen Leiter und die Arbeiter. Privatwirtschaft ist Frauenwirtschaft, Volkswirtschaft Männerwirtschaft. Nun werden auch die Hausbedarfsgüter allmählich Marktware und damit der privatwirtschaftlichen Herstellung durch Frauenhand entzogen. Nächst der Bildung der Zünfte hat kein Umstand die Frau annähernd so schwer betroffen. Nun ist die Frauenarbeit nicht nur durch das Handwerk eingeschränkt (der Bäcker bäckt); sie wird auch teils umgestaltet (statt der Handnäherei Maschinennäherei), teils entwertet (die Maschine spult, spinnt, strickt, stickt und näht schneller, billiger, gleichmässiger als die Hand). An die Stelle der im Hause selbst gewonnenen Güter tritt in wachsendem Umfange die gekaufte Fabrikware. Wir tragen nicht nur gekaufte Wäsche und Kleidung, wir essen gekauftes Brot, wir trinken gekauftes Bier, wir kaufen Lichte und Seife. Die Fabrik übernimmt auch die Besorgung und Erhaltung von Vorräten, indem sie Konserven liefert, Obst-, Gemüse-, Fisch- und Fleisch-Konserven. Männer haben die Produktion übernommen, die Hausfrauen brauchen nur zu kaufen. Aus Produzentinnen sind sie blosse Mitkonsumentinnen geworden. Räumlich zeigt sich der Umschwung in dem Fehlen der Wirtschaftsräume in neuen städtischen Häusern. In den Grossstädten sind sie zu einer schrankartigen Speisekammer eingeschrumpft. Auch andere häusliche Arbeit wird Gegenstand gewerblicher Unternehmungen, so die Wäsche, das Klopfen der Teppiche, das Putzen der Fenster, die Erhaltung der Glühlichtkörper. Sobald die Zentralisation Verbilligung der Haushaltsführung bringt, gibt die sparsame Hausfrau ein Stück der häuslichen Arbeit nach dem andern preis. Dadurch werden Frauenhände entlastet, sie werden überschüssig.

Wie schwierig die Lage der Frauenwelt ist, zeigt sich deutlich in einem Vergleiche mit dem männlichen Geschlechte. Auch die Männer sind durch die ver-

änderte Produktionsordnung getroffen worden, direkt und indirekt. Direkt da, wo die Werkzeug-(Arbeits-)Maschine ihre geschickten Hände, die Kraftmaschine ihre muskulösen Arme ablöste und auf mechanischem Wege Waren ganz oder teilweise hergestellt werden, die früher das Handwerk lieferte. Indirekt da, wo neue Industriezweige entstehen, die von vornherein auf mechanische Grundlage gestellt sind. Bei alledem macht die Maschine die Männer nicht brotlos. Die gesteigerte Güterherstellung infolge quantitativ und qualitativ gesteigerter Bedürfnisse und erweiterter Handelsbeziehungen sorgt dafür, dass eine neue Tür sich ihnen auftut, wenn eine alte geschlossen werden muss. Durch Eisenindustrie und Maschinentechnik ist das Frachtfuhrwesen ein überwundener Standpunkt, aber beide beschäftigen mehr Männer als jemals das Fuhrwesen. Nimmt die Maschine den Männern an einer Stelle Dach und Fach, gibt sie es ihnen an einer andern erweitert wieder, sie lässt sie nicht unter freiem Himmel stehen, sie enteignet sie nicht, sie nötigt sie nur zu einem Umzuge. Der Frauenwelt dagegen wird der Boden unter den Füssen fortgezogen, sie wird enteignet. Die weibliche Person wird in der Privatwirtschaft in einem gewissen Prozentsatze als mithelfende Güterproduzentin überschüssig.

Den Ballast überschüssiger Personen kann der grossstädtische Haushalt aber nur in wohlhabenden Verhältnissen tragen. Die Mieten sind hoch, das Leben ist teuer. So müssen die überschüssigen weiblichen Personen auf den Arbeitsmarkt hinaus. Die Privatwirtschaft stösst sie ab, die Volkswirtschaft nimmt sie auf. In der Volkswirtschaft müssen sie produktive Arbeit und den Erwerb suchen, den die Privatwirtschaft ihnen versagt. Im Jahre 1882 hatten wir 4 259 103 im volkswirtschaftlichen Sinne erwerbstätige weibliche Personen. Im Jahre 1895 bereits 5 264 393. Im Jahre 1882 waren von der gesamten weiblichen Bevölkerung 18,46 Prozent im

volkswirtschaftlichen Sinne erwerbstätig, im Jahre 1895 19,97 Prozent.

Auf einem Gebiete, dem industriellen, liegen über die Steigerung der weiblichen Erwerbstätigkeit einige statistische Nachweise vor.

Die Zahl der Fabrikarbeiterinnen betrug:

Jahr	Zahl der Arbeiterinnen
1892	649 668
1893	691 991
1894	705 684
1895	789 755
1896	781 882
1897	822 462

Es ist kein Zufall gewesen, dass die Frauenfrage zuerst in Grossstädten erörtert worden ist. Dort ist der Umschwung zuerst fühlbar geworden. Die Häufigkeit des gleichen Schicksals zwang sich dem Bewusstsein auf. (Schmoller.) Von den Grossstädten breitete sich die Bewegung weiter aus. Noch sind die örtlichen Verhältnisse zwar sehr verschieden. In entlegenen Gegenden wird noch gesponnen.*) Aber es ist doch nur eine Frage der Zeit, wann der stille Winkel in das grosse Verkehrsnetz einbezogen und der zentralisierten Wirtschaft angeschlossen wird, wann das Dampfross die billige Fabrikware dorthin führt. Langsam, aber unaufhaltsam breitet die Maschine ihre Herrschaft aus. Damit schrumpft die Güterherstellung in der Privatwirtschaft mehr und mehr ein und zwingt das weibliche Geschlecht, Ersatz in der Volkswirtschaft zu suchen. Das charakteristische Merkmal der Gegenwart, als des dritten Abschnittes in der Geschichte der Frauenarbeit, ist die wachsende Beteiligung an der volkswirtschaftlichen Gütererzeugung, das Vordringen in die Männerwirtschaft. —

Zu den wirtschaftlichen Ursachen der Frauenfrage gesellen sich ideelle, wie der Geist zum Körper.

*) So auf ostpreussischen Gütern, in steyrischen Dörfern u. a. m.

Ohne die Geistesstimmung, die die Frau zum Nachdenken über ihre Lage und zum Zusammenschluss mit Gleichgesinnten führte, wäre die Frauenfrage den Menschen vermutlich nicht ins Bewusstsein getreten, noch hätte sie eine Frauenbewegung oder eine Frauenfrage-Literatur erzeugt. Nun wissen wir aber, dass die Frauen energisch mit Wort und Schrift für ihre Ideen kämpfen, und die Bewegung zu ihren Gunsten immer weitere Kreise zieht. Die Frauen sind redselig und schreiblustig. Dieses Mitteilungsbedürfnis ist ein Charakteristikum der Frau der Gegenwart. Schreibende Frauen haben wir seit der Karschin genug gehabt. Die öffentliche Rednerin ist neu. Das Bedürfnis, sich mitzuteilen, ist gewachsen, wie die Fähigkeit dazu. Beides fehlte bei der Frau der früheren Zeitabschnitte. Sie schwieg über sich selbst. Hüllte sie ihr Innenleben in Geheimnis ein, oder schwieg sie, weil sie nichts zu sagen hatte? Die erstere Annahme dürfte zutreffen.

In der ältesten historischen Zeit muss sie ein reiches, ja schöpferisches Innenleben gehabt haben.*) Sie musste die Runen deuten und den Willen der Götter erkennen. In der zweiten Entwickelungsphase war ihr Ausdrucksmittel ihre Arbeit. Diese spricht wieder von lebendiger Phantasie, besonders auf dem eigentlichsten Gebiete der Frau, der Handarbeit im engern Sinne. Ihr Innenleben war vorwiegend religiös. Wie der Dom räumlich in der Mitte der Stadt stand, so nahm das religiöse Leben eine zentrale Stellung im Geistesleben ein, auch bei der Frau. Der Gottesdienst beschäftigte ihren Sinn und ihre Hände, er hatte sie nötig. Für ihn war nichts zu klein oder zu gross, zu erhaben oder zu gering. Die ganze Welt wurde ein Bilderbuch, aus dem man Vorlagen für schmückende Handarbeiten schöpfen konnte. Die Frau arbeitete, betete, aber sie schwieg. Sie schwieg voll Liebreiz, als die Minnesänger sie feierten, und schwieg

*) Zu dieser günstigen Ansicht über die weibliche Naturanlage bekennt sich auch Bücher in „Arbeit und Rhythmus“.

bedächtig, als die Meistersinger brav nach der Tabulatur dichteten. Sie schwieg, als Dürer die Madonna malte, Erwin von Steinbach den Strassburger Münster schuf, und die Mystiker ihre tiefen Gedanken mit dem Herzen dachten. Sie schwieg auch noch, als Luthers Hammer gegen die Schlosskirche von Wittenberg schlug. Sie schwieg, betete und arbeitete.

Erst dreihundert Jahre später spricht sie laut — 1791 am Ende des zweiten Abschnittes war es — im Übergange zur Gegenwart. Eine französische Frau ruft zum ersten Male in die Öffentlichkeit hinein: Wir wollen unser Recht! Gebt uns unser Recht! Die Frau ist eine andere geworden. Ein anderer Geist spricht aus ihr, der Geist der Selbstbehauptung, des Selbstbewusstseins, der Betonung des eigenen Ich: Der Individualismus. Früher hatte sie sich nicht als Sonderwesen, als Individuum, empfunden. Sie hatte ins Haus gehört, sie war restlos in der Familie aufgegangen, sie war nur vorstellbar als Familienglied, als Glied einer Kette. Von der Geburt bis zum Grabe war sie Glied, Glied der Familie, der Kirche, der Gemeinde. Und dies Glied-Sein bannte sie unlösbar in allen Lebenslagen an die Gemeinschaft. Immer war es die Gemeinschaft gewesen, die sie in Beschlag genommen hatte. Alle Ansprüche der Gemeinschaft empfand sie als Pflichten. Nun stellte sie ihr Ich der Gesamtheit gegenüber, ihre Einzelpersönlichkeit dem Ganzen, das Recht auf ihr leibliches und geistiges Selbst den Ansprüchen der anderen, ihr Urteil der Überlieferung. Sie empfand sich nicht mehr ausschliesslich als Bruchteil zur Summe, sondern als ein Ganzes für sich: Ich bin nicht nur ein Glied der Familie, der Kirche, der Gemeinde, des Staates, ich bin Ich. Ich bin nicht nur Gemeinwesen, ich bin Individuum. Als solches bin ich frei, als solches habe ich unverlierbare Rechte und unveräusserliche Pflichten gegen mich selbst. Das war ungefähr die Quintessenz ihrer Stimmung.

Dieser individualistische Geist war in Italien in der Renaissance hörbar geworden (Burkhardt). Von dort trat er seinen Zug durch die Welt an, und wohin er kam, bereitete er schliesslich auch den Boden vor für die Frauenbewegung.

In England fand er eine Heimat und zeitigte Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten. Auf dem religiösen das Sektenwesen, in der Philosophie die Werke von Locke und später von Bentham, auf volkswirtschaftlichem Gebiete das epochemachende Buch von Adam Smith über den Reichtum der Nationen. Smith vertritt die Theorie von der Freiheit und dem Rechte des Individuums, für sein eigenes Bestes selbständig zu sorgen. Er dichtet ihm die Fähigkeit an, selbst am besten beurteilen und ermessen zu können, was ihm frommt. Nach dieser Theorie fährt jeder im freien Spiel der Kräfte am besten. Daher ist es Pflicht des Staates, sich jeder Einmischung zu enthalten und alles gehen zu lassen. Die Anhänger dieser Ansicht, der sog. Manchestertheorie, machten Schule. Ihre Ansichten gewannen in allen Ländern Boden, am wirksamsten waren und blieben sie aber doch in England, der Hochburg des Individualismus.*)

In England erschien auch das erste Werk von Frauenhand über die Frauenfrage. 1792 veröffentlichte Mary Wolstonecraft ihre „Verteidigung der Frauenrechte". Zwei Menschenalter später schrieb Stuart Mill sein Buch von der „Hörigkeit der Frau".

Von England kam der individualistische Geist nach Nordamerika. Strenge Puritaner und strenge Katholiken haben ihr Heimatland verlassen, um ihrer Überzeugung willen. Im Kampfe gegen die Willkür der

*) Es gewinnt den Anschein, dass gegenwärtig England den Individualismus abstreift. Das Haftpflichtgesetz, das die Arbeitgeber für Unfälle in ihren Betrieben verantwortlich macht, war das erste Symptom. Ein weiteres ist der Vorschlag von Schutzzöllen, ein drittes die immer wachsende ritualistische Bewegung, die den Katholizismus vorbereitet. Wenn sich der Individualismus erbricht, setzt sich der Katholizismus zu Tisch.

englischen Regierung erhärtete sich die Überzeugung vom Recht des Menschen auf sein Recht, und von seiner Pflicht, sein Recht zu verteidigen. Sie zerrissen das Band der Gemeinschaft mit dem Geburtslande und stellten sich auf sich selbst. 1776 erklärten sie ihre Unabhängigkeit. Die Konstitutionen der einzelnen Staaten fordern einstimmig Anerkennung des individuellen Rechtes auf freie Selbstbestimmung. Einen klassischen Ausdruck findet diese individualistische Auffassung in der Konstitution Virginiens, deren erster Satz lautet: „Alle Menschen sind auf gleiche Weise frei geboren; sie besitzen gewisse natürliche Rechte, die sie auf keine Art ihren Nachkommen entziehen können.“ (Elsner.)

Die Frauen traten in den nordamerikanischen Staaten in den ersten Jahrzehnten nicht hervor, trotz der erregten Zeiten. Die wirtschaftlichen Ursachen fehlten. Überdies gab ihnen der Seltenheitswert weiblicher Personen in kolonialen Anfängen eine bevorzugte Stellung. Später aber zeigte sich, dass der starke Individualismus, der zu der Unabhängigkeitserklärung getrieben, auch den Boden der Frauenwelt genügend durchsetzt hatte. Die Frauenbewegung setzte in Amerika energischer und erfolgreicher ein als in irgend einem anderen Lande.

Die Grundgedanken der virginischen Konstitution wurden von Lafayette und seinen Mitkämpfern nach Frankreich mit zurückgenommen. Dort treten sie dreizehn Jahre später in der „Erklärung der Menschenrechte“ noch einmal vor die Öffentlichkeit und werden in dieser zweiten Auflage ein document humain.

In Frankreich war der Boden seit Jahrzehnten auf den neuen Geist vorbereitet worden. Frankreich hatte seinen Descartes gehabt, den Vorläufer des Individualismus, der in sich, in seinem eigenen Denken, den festen Punkt findet. Später dringt anregend der Einfluss englischer Philosophen über den Kanal. Rousseau schreibt seinen sozialen Kontrakt. Freilich nur mittelbar, indem er

Bestehendes kritisiert und nach dem Recht des Überlieferten fragt, wirkt dieser Kontrakt bahnbrechend für die Ideen des Individualismus. Unmittelbar nicht. Rousseaus Buch untersucht nicht sowohl das Recht des Individuums gegenüber der Gemeinschaft als das Recht der organisierten Gemeinschaft gegenüber der monarchischen Spitze. Der „soziale Kontrakt“ ist die demokratische Antithese zur monarchischen These: L'état c'est moi. Der Demos ist aber keine individualistische, sondern eine kollektivistische Einheit. Individualistisch fühlten und dachten die Enzyklopädisten. Sie trugen den neuen Geist in weite Kreise. Aber noch hatte die neue Auffassung vom Recht des Individuums in Frankreich nicht die allgemeine Verbreitung erlangt, wie in England, noch auch einen durchdachten klassischen Ausdruck gefunden wie in Nordamerika in der Virginischen Konstitution: da bringt das französische Temperament den Zündstoff schon zur Explosion. Die Engländer hatten die individualistische Theorie rückhaltlos erörtert und auch im Wirtschaftsleben praktisch befolgt, als Nation und als Individuen in der Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen. Aber es geschah ohne viel Aufhebens, das die Ordnung gefährdet haben würde. So erheischte es der materielle Vorteil. Ausgeprägter Erwerbssinn scheut Unordnung und Unfriede, denn beides zehrt, der Individualismus auf politischem Gebiete muss aber unvermeidlich Auflehnung, Unordnung mit sich bringen. Den Engländern genügte es, die Theorie zu erörtern und nach dem Massstabe der Einträglichkeit zu verwerten, die Franzosen machten grosszügig-leidenschaftlich die Probe aufs Exempel. Die erste Revolution räumte mit Institutionen auf wie die Theorie des Individualismus mit überlieferten Anschauungen. 1789 erfolgte dann die „Erklärung der Menschenrechte“ und 1791 folgt die „Erklärung der Frauenrechte“. Zum ersten Male spricht das Weib vor der Welt. Laut. Leidenschaftlich. Es spricht zu einer Welt, die vom Öl der „Freiheit“

nur so träuft, zu einer Regierung mit dem Wahlspruch „Gleichheit“, zu Männern, die im Namen der „Brüderlichkeit“ handeln, das heisst eine unerhörte Virtuosität im Verurteilen und Guillotinieren beweisen. Und der Erfolg? Die Freiheit, die diese Männer im Namen der Brüderlichkeit dem schwachen Geschlechte gewährten, war die, dass ihre Klubs geschlossen, ihre Versammlungen kurzerhand verboten wurden. Die gewährte Gleichheit war die vor dem Schaffot. Sie wurden in der gleichen Weise geköpft. Olympe de Gouges, die Verfasserin der „Frauenrechte“, musste auch auf dem Schaffot büssen.

„Denn wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.“ Wo Ordnung herrscht, und sei es selbst eine harte Ordnung, da geht's den Frauen noch besser, als in solcher „Freiheit!“ —

In Deutschland hatte der Individualismus im 16. Jahrhundert auf religiösem Gebiete festen Fuss gefasst. Auch die Frauen hatte er ergriffen, selbst die Nonnen. Sie verliessen einzelne entartete Klöster, wo keine geistlichen Freuden ihnen für Keuschheit, Armut und Gehorsam Ersatz boten. Aber die „Freiheit“, die der Individualismus ihnen verhiess, war bedenklicher Art. Luther betonte fast ausschliesslich den Geschlechtszweck. Wo und wann immer dies aber geschieht, da wird das Weib dem Manne ausgeliefert, es hört auf, eine sittliche Persönlichkeit zu sein, es wird Mittel zum Zweck. Als Geschlechtswesen hat das Weib keinen Sinn ohne Mann. Die Unvermählte, die keinem Manne begehrenswert erscheint, hat „ihren Beruf verfehlt“. Die Verheiratete ist allerdings existenzberechtigt, jedoch nur durch Erfüllung des Naturzwecks.

Die blutigen Kämpfe des folgenden 17. Jahrhunderts mit ihren traurigen Folgen waren ebenso ungünstig für das weibliche Geschlecht, wie es die geistigen Kämpfe des 16. gewesen waren. Grimmelshausens Simplizissimus gibt der Phantasie Anhaltspunkte, was es zu ertragen hatte, was es aber auch ertragen konnte.

In ganz erstaunlicher Anpassungsfähigkeit finden wir nach hundert Jahren das weibliche Geschlecht verändert. Deutschland hat die fremde Soldateska abgestossen. Der siebenjährige Krieg zieht nur einzelne Landstriche direkt in Mitleidenschaft. Die kleinen Staaten werden von dem väterlichen Despotismus absoluter Fürsten beglückt. Alles ist Ordnung, Ruhe. Nur in der Literatur gährt es. Lessing zaust Gottscheds Perücke. Aber kein Blut wird in dem Streite vergossen, nur Tinte. Man schreibt gern und viel und träumt gern und viel. Es ist die Zeit der Reisen im Wagen, der träumerischen Mondscheinpoesie, der Briefwechselfreundschaften, der Tagebücher. Kein rauher Ton stört die romantische Jungfrau. Das Weib ist in erster Linie empfindsam. Ein leichter Schrecken und sie erbleicht und fällt anmutig in Ohnmacht. Jede honette Frau fiel in Ohnmacht. Auch die Frau des Volkes muss immer auf einen solchen interessanten Zwischenfall gerüstet gewesen sein. „Nachbarin, Euer Fläschchen!“ sagt Gretchen in der Kirchenszene. Sie fragt nicht: Habt Ihr zufällig eins? Es war selbstverständlich, dass die Nachbarin mit dem Riechfläschchen versehen und auf Ohnmachten gerüstet war. Bei diesen Frauen mit dem Riechfläschchen werden wir uns vergeblich nach individualistischer Selbstbehauptung umsehen. Es dauert noch weitere hundert Jahre, bis die neue Geistessaat Früchte bringt, bis wir im 19. Jahrhundert die erste deutsche Frau mahnend, fordernd auftreten sehen.

Im Jahre 1830 und 1848 zeigte Deutschland, dass der Individualismus französisch-politischer Färbung sich zu dem religiösen gesellt hatte. Er drängte zu Taten. Aber erst nachdem die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung eine Steigerung des monarchischen Absolutismus nicht hatte verhindern können, bricht im Frühjahr der Sturm los. In dieser erregten Zeit vernehmen wir zum

ersten Male öffentlich die Stimme einer deutschen Frau. Luise Otto-Peters richtet eine Petition an das sächsische Ministerium. Sie mahnt, die Arbeiterinnen nicht zu vergessen. Sie fordert Schutz für die wirtschaftlich Schwachen. Diese bürgerliche Demokratin wird die Mutter der deutschen Frauenbewegung. Ein Kind ihrer Zeit und doch ihrer Zeit überlegen. Ein Kind ihrer Zeit im Eintreten für das Recht der sozial Benachteiligten, ihrer Zeit überlegen in edlem Masshalten.

An Luise Ottos Seite traten Freundinnen, die ihre Ideen teilten, aber sie mussten lange warten, bis frischer politischer Wind eine Öffentlichkeit, ein Forum in Deutschland schuf, wo ihre Ideen von Männern vertreten werden konnten. In den sechziger Jahren beginnt die politische Verjüngung Deutschlands. Diese Zeit bringt einen Vorstoss in der Frauenfrage: Die Gründung des Lette-Vereins in Berlin und des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins in Leipzig. Das Los der beiden Vereine zeigt, dass die Menschen leichter für praktisches Handeln, als für neue Ideen zu gewinnen sind: Während der Lette-Verein, der sich auf die wirtschaftliche Seite der Frauenfrage beschränkte, schnell weite Kreise interessierte, musste der Allgem. d. F.-V., in dem die neue Geistesströmung zu Worte kam, fast ein Vierteljahrhundert wie ein Veilchen im Verborgenen blühen. Der Liberalismus hatte damals für diesen neuen Geist in der Frauenwelt noch keine Zeit. Am politischen Horizonte begann das Wetterleuchten, und im Innern der Staaten gingen grosse Veränderungen vor sich. An diesen hatten auch die Frauen teil; es fiel etwas für sie ab von den Freiheiten, die von den Männern begehrt und errungen wurden, wie die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit. Nun konnten sie in die Hauptstädte strömen und dort die soziale Schicht der Hungrigen bilden, die um jeden Preis ihre ungelernte Arbeit verkaufen müssen, diese soziale Schicht, auf der die grossstädtischen Industrien

mit vorwiegender billiger Frauenarbeit aufgebaut sind. Nun kann jeder Unternehmer die weiblichen Personen in die Fabrik holen und ihre Lage ausnutzen, sie haben die Freiheit, sich ausbeuten zu lassen, zu hungern und ihre Kinder zu vernachlässigen. Der Individualismus hatte im Wirtschaftsleben gesiegt, das Manchestertum herrschte. So war auf den religiösen der politische, auf diesen der volkswirtschaftliche Individualismus gefolgt. Man könnte gemeinverständlich den Geist des Individualismus als das Manchestertum auf allen Gebieten bezeichnen.

Trotz dieser freiheitlichen Zeit sehen wir aber, dass der Lage der Frau wenig oder gar keine Beachtung geschenkt wird. Politische Ereignisse nehmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Krieg mit Frankreich bringt Deutschlands Einigung. Nach dem Kriege setzt, anfangs kaum merklich, eine neue Auffassung von Staat und Gesellschaft ein. Das ganze Volk hatte den Krieg geschlagen. Die Gemeinsamkeit der Interessen war klar zu Tage getreten. Alle Schichten hatten das ihrige getan, auch die wirtschaftlich Schwachen. Ihrer Lage wandte sich die Sorge der Regierung, die öffentliche Aufmerksamkeit zu. Der Zeitgeist wurde sozial. 1871 erschien das Haftpflichtgesetz, das anfangs schüchtern, später unverblümt Pflichten des Arbeitgebers gegen die Arbeitnehmer anerkennt und dem Staate das Aufsichtsrecht zuspricht. 1881 und 1890 folgen die kaiserlichen Erlasse, dazwischen 1884 die Encyklika Rerum Novarum Leos XIII. Man kümmerte sich auch ernstlich um die Arbeiterinnen. Nicht wenig trug dazu der Umstand bei, dass die soziale Demokratie die Gleichstellung des weiblichen Geschlechts auf ihre Fahne geschrieben hatte und es durch lockende Verheissungen in ihre Gefolgschaft zu ziehen suchte. Die proletarische Frauenbewegung, geführt von Clara Zetkin, blühte auf.

Der Umschwung im Zeitgeiste und in der Auffassung vom Staate ging aber langsam vor sich. Die breite Schicht

der Mittelklassen hielt am längsten fest an den Sprüchen vom freien Spiel der Kräfte und der Fähigkeit des Individuums, selber am besten zu wissen, was ihm frommt, kurz an dem Individualismus auf allen Gebieten. In den achtziger Jahren drückte die Umwälzung in der Produktionsordnung durch die Maschine aber schon empfindlich mit ihren Wirkungen auf die Frauen dieser Klassen. Für die zahlreichen Nichts-als-Haustöchter wurde der Platz in der zusammengeschrumpften Privatwirtschaft eng. Doch wohin? Wo tut sich eine Tür auf? Nur zwei Berufe galten neben künstlerischer Beschäftigung für standesgemäss: die Diakonie und das Lehrfach. Die Diakonie war in der protestantischen Welt seit Fliedner zwar wieder auferstanden, aber es dauerte Jahrzehnte, bis sie als geeigneter Beruf für Töchter gebildeter Häuser angesehen wurde. In der katholischen Welt war sie jederzeit eine vertraute Erscheinung geblieben. Die pflegenden Genossenschaften starben nicht aus, sondern wuchsen,*) und neue kamen dazu,**) ein Umstand, der mit dazu beitrug, die Frauenfrage in katholischen Kreisen weniger brennend zu gestalten. In protestantischen Kreisen war es in erster Linie der Lehrberuf, der überschüssige Kräfte aufnahm. Die Zahl der Lehrerinnen wuchs schnell. Dieser Beruf hatte den Vorzug, dem teils triebhaften, teils bewussten Bildungsdrange der unbefriedigten weiblichen Jugend und ihrem sittlichen Persönlichkeitsbewusstsein entgegenzukommen, sowie durch gemeinsame ideale und materielle Interessen die Berufsangehörigen zusammenzubinden. Durch Gemeinschaft

*) Die Genossenschaft der Borromäerinnen z. B. hat sich in dem Zeitraum von 1849—99 verachtzehnfacht. (Hohn, die Nancy-Trierer Borromäerinnen.)

**) Franziska Schervier gründete die schnell aufblühende Gemeinschaft der „Armen Franziskanerinnen“, Gräfin Schaffgotsch die der „Josephschwestern“, Pauline v. Mallinckrodt die der „Schwestern der christlichen Liebe“. Junge, aber schon zahlreiche Genossenschaften sind auch die „Schwestern vom armen Kinde“ und die Limburger „Dienstmägde Christi“.

und Einigkeit wurden die Lehrerinnen stark. Der Beruf hatte auch — trotz aller Mängel der seminaristischen Vorbildung — den weiteren Vorzug, die Geister zu schulen. Es ist kein Zufall, dass es Lehrerinnen waren, die zuerst über die Frauenfrage klar sahen und die Zeitstimmung ihrer Geschlechtsgenossinnen in Worte fassten. Die Vorträge von Helene Lange mit ihrer treffenden Kritik und ihren massvollen positiven Vorschlägen erweckten einen Widerhall in weiten Frauenkreisen. Sie löste ihnen die Zunge. Physischer und seelischer und intellektueller Hunger und verletztes Rechtsbewusstsein fanden Worte. Die Lehrerinnen empfanden besonders mit erklärlicher Bitterkeit die ungerechte, ja widersinnige Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern im Lehrfach, wonach sie in den höchsten Mädchen-Schulklassen, wo ihr Einfluss gerade am unentbehrlichsten ist, den Männern weichen mussten. Die ersten Versuche, Reformen vorzuschlagen, brachten den Führerinnen seitens der Herren Kollegen ein volles Mass des billigen Spottes ein, womit Mangel an Verständnis jeden neuen Gedanken begrüsst. Aber Auguste Schmidt und Helene Lange liessen sich nicht irre machen. Sie hatten das für sich, was Olympe de Gouges fehlte: Geistige Schulung, die sichere Ordnung des preussischen Staates und — eine grosse, treue, schnell wachsende Gefolgschaft. Im Jahre 1887 traten die Lehrerinnen mit einer Petition, deren Begleitschrift*) in der Bildungsgeschichte der deutschen weiblichen Jugend epochemachend ist, zum ersten Male vor den preussischen Landtag. Die bürgerliche Frauenbewegung war da.

*) „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung" von Helene Lange.

III.

Statistische Tatsachen.

A. Der weibliche Überschuss.

Wir haben im wogenden Meere der Meinungen Anker geworfen vor der elementaren Tatsache der Zweiteilung der Menschheit. Nun stellen wir uns auf den festen Boden der Statistik. Statistische Tatsachen sollen die Grundzüge eines Bildes liefern von der Lage des weiblichen Geschlechts im Deutschen Reiche, soweit sie sich zahlenmässig fassen lässt.*)

Die Bevölkerung betrug am 14. Juni 1895:

weiblichen Geschlechts	26 361 123	Sa. 51 770 284
männlichen „	25 409 161	
Plus des weibl. Geschl.	951 962.	

Die weibliche Bevölkerung ist demnach in der Mehrzahl. Der Überschuss beträgt fast eine Million. Gegen das Ergebnis von 1882 ist er um 37000 zurückgegangen.

Aber immerhin eine Million Überschuss! Der Glaube an eine teleologische Ordnung im Welthaushalte stutzt. Die Geschlechter sind verschieden, damit sie einander ergänzen sollen. Wie kann aber eine überzählige Million

*) Die Hauptquelle bildet die Berufsstatistik vom 14. Juni 1895. Wo andere Quellen benutzt worden sind, so die Berufszählung vom 5. Juni 1882, die Volkszählung vom 1. Dezember 1900 oder die Statistischen Jahrbücher für das Deutsche Reich, wird es bemerkt. Das männliche Geschlecht ist so weit herangezogen worden, als es zur Vergleichung nötig war.

sich ergänzen? Wo kommt dieser Überschuss her? Ist er ein Naturprodukt oder ein Kulturschaden? Mit diesem Überschuss beschäftigen wir uns jetzt. Zunächst zerlegen wir die Gesamtbevölkerung in Altersklassen. Folgende Tabelle gibt die Übersicht:

I. Altersklassen der Bevölkerung
am 14. Juni 1895.

	weibliche	männliche
unter 14 Jahre	8426104	8427827
14—16 „	1056455	1057861
16—20 „	2112819	2075165
20—30 „	4307800	4226449
30—40 „	3412891	3319844
40—50 „	2720664	2540914
50—60 „	2160611	1938347
60—70 „	1380229	1182040
70 u. darüber	784550	641214
Summa	26361123	25409161

II. Altersklassen der Bevölkerung
am 1. Dezember 1900.

	weibliche	männliche
unter 16 Jahre	10270774	10819006
16—30 „	6788601	6662568
30—50 „	6545480	6288323
50—70 „	3819801	3305927
70 u. darüber	858975	674749
Summa	28283681	27245568

Zur Vergleichung ist die Bevölkerungszahl vom 1. Dezember 1900 hier mitgeteilt. Den folgenden Ausführungen jedoch liegt durchgehends Tabelle I zugrunde.

Zunächst ist festzustellen, dass mehr Knaben als Mädchen geboren werden und zwar auf 100 Mädchen 106,1 Knaben. Diese Zahl darf als ständig angesehen werden, so gering sind die Abweichungen.*) Es kamen

Auf 100 Mädchen

Jahr	Knaben
1897	106,0
1898	105,8
1899	106,0
1900	106,1

*) Statist. Jahrbuch f. d. D. R. 1902. S. 10.

Der Knabenüberschuss selbst verteilt sich auf die verschiedenen Länder ganz verschieden, und schwankt innerhalb ein und desselben Gebietes.

Im Jahre 1900 standen obenan

		Auf 100	Mädchengeburten
Schwarzburg-Sondershausen	mit	112	Knabengeburten
Lippe-Detmold	„	109,1	„
Anhalt	„	108,1	„

dann folgten:

Provinz Brandenburg	mit	107,7	Knabengeburten
Sachsen-Koburg-Gotha	„	107,6	„
Hessen, Gr.	„	107,4	„
Grossherzogtum Oldenburg	„	107,1	„
Hohenzollern	„	107	„
Königreich Sachsen	„	107	„

Die Staaten mit 6% sind in der Mehrzahl:

Posen	mit	106,8	Knabengeburten
Bayern	„	106,7	„
Ostpreussen	„	106,6	„
Sachsen-Altenburg	„	106,5	„
Schlesien	„	106,4	„
Hannover	„	106,4	„
Mecklenburg-Schwerin	„	106,4	„
Baden	„	106,2	„
Berlin	„	106	„
Hessen-Nassau	„	106	„

Wenig weichen ab:

Pommern	mit	105,9	Knabengeburten
Königreich Württemberg	„	105,9	„
Rheinland	„	105,8	„
Elsass-Lothringen	„	105,8	„
Braunschweig	„	105,7	„
Westpreussen	„	105,5	„
Provinz Sachsen	„	105	„
Schleswig-Holstein	„	105,4	„
Westfalen	„	105,1	„

Zu dem geringsten Überschusse leiten über:

Sachsen-Weimar	mit	104,7	Knabengeburten
Reuss j. L.	„	104,3	„
Hamburg	„	103,8	„
Mecklenburg-Strelitz	„	103,6	„
Schwarzburg-Rudolstadt	„	103,6	„
Bremen	„	103,1	„
Schaumburg-Lippe	„	102,3	„
Lübeck	„	102	„

Ein Weniger an Knabengeburten hatten

Reuss ä. L.	mit 99,^{3}	Knabengeburten
Waldeck	„ 97,^{3}	„

Wie gross die Schwankungen in den einzelnen Ländern sind, ergibt sich, wenn wir die Zahlen für die beiden letzten und die beiden ersten Staaten in ihren Ergebnissen von 1892 und 1899 vergleichen. Die aus standesamtlicher Quelle fliessenden Zahlen dürfen, weil der Willkür gefärbter Angaben entrückt, Anspruch auf Zuverlässigkeit machen.

Auf 100 Mädchen- entfallen Knabengeburten

	1892	1899	1900
Waldeck	118	110,^{8}	97,^{3}
Reuss ä. L. . . .	107	101,^{3}	99,^{3}
Sondershausen . .	102,^{2}	106.^{8}	112
Lippe	103,^{3}	106,^{4}	109,^{1}

Wir sehen, dass Waldeck bis auf 3 unter Hundert abgenommen, Lippe um dreimal 3 zugenommen hat, und dass zwar Reuss ä. L. von 1899—1900 6 pCt. weniger Knabengeburten hat, dafür aber Schwarzburg-Sondershausen von 1899—1900 die Lücke ausfüllt mit der entsprechenden Zunahme von 6 auf Hundert. Es finden Schwankungen und Verschiebungen innerhalb der Gebiete statt, das Ergebnis für das Reich bleibt aber dasselbe. Die Natur will unverkennbar das stärkere Geschlecht gesetzmässig in der Mehrzahl sehen und den Wert des Schwächeren dadurch zu seinem Schutze erhöhen. Kultureinflüsse greifen aber störend ein. Nur bis zum 16. Jahre überwiegt das männliche Geschlecht. Mit 16 Jahren haben wir noch 1057361 Knaben gegenüber 1056455 Mädchen. In der Klasse von 16—20 Jahren aber treffen wir schon den ersten weiblichen Überschuss von 37654 Personen.*) Wir verfolgen ihn relativ steigend bis in die höchste Altersklasse hinein.

) Über die Geschlechtsgliederung in den einzelnen Bundesstaaten siehe die Zählung v. 1. Dezember 1900 Bd. I S. 54.

In	der	Altersklasse	von	16—20	betrug	der	Überschuss	87654
„	„	„	„	20—30	„	„	„	30851
„	„	„	„	30—40	„	„	„	92547
„	„	„	„	40—50	„	„	„	179750
„	„	„	„	50—60	„	„	„	222264
„	„	„	„	60—70	„	„	„	198189
„	„	„	„	70	„	„	„	143336
							Summa	954591 *)

In anderer Fassung:

Auf	100	Männer	von	20—30	Jahren	kommen	102	Frauen
„	„	„	„	30—40	„	„	103	„
„	„	„	„	40—50	„	„	107	„
„	„	„	„	50—60	„	„	111	„
„	„	„	„	60—70	„	„	116	„
„	„	„	„	70	„	„	123	„

Ein Blick auf diese Tabelle erweist schon, dass der Überschuss sich in den höheren und höchsten Altersstufen sammelt infolge der längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts. Wir haben, genauer ausgedrückt, also nicht sowohl schlechthin einen Überschuss von weiblichen Personen, derart, dass etwa jede Altersklasse ein Mehr an Frauen aufweist, sondern wir haben im wesentlichen einen Überschuss an alten Frauen, an Greisinnen. Damit ist auch die nächstliegende Ursache dieser Erscheinung gegeben: Der Frauen-Überschuss entsteht durch die längere Lebensdauer des weiblichen Geschlechts. Nach den Ursachen des Frauenüberschusses fragen, heisst also nichts anderes, als nach den Ursachen der längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts fragen. Welche Bewandtnis hat es damit?

*) Diese Summe weicht von der auf S. 35 befindlichen Angabe um 2629 ab. Der Unterschied rührt daher, dass es sich auf S. 35 um die Gesamtbevölkerung, hier aber nur um die ehemündige Bevölkerung des Deutschen Reiches handelt. Bei den Totalsummen der Bevölkerung steht infolge des Knabenüberschusses der ersten Altersstufen eine höhere männliche Ziffer der weiblichen gegenüber.

Zunächst wird die Tatsache an sich bestätigt durch die Sterbetabelle. Auf 100 weibliche Gestorbene kommen 110 männliche im Deutschen Reiche.*)

Dieser Prozentsatz erscheint ziemlich konstant. Er betrug im Jahre

1897	110,3
1898	110,6
1899	109,9
1900	109,9

Folgende Tabelle ordnet die deutschen Gebiete nach ihrem Anteil an den männlichen Gestorbenen, somit nach ihrem weiblichen Überschusse infolge der Männersterblichkeit im Jahre 1900.

Gebiet	Auf 100 weibliche Gestorbene entfallen männliche
Lübeck	120,6
Westfalen	118,8
Hamburg	117,3
Rheinland	114,8
Berlin	112,4
Schleswig-Holstein	112,3
Schwarzburg-Sondershausen	112,3
Anhalt	112,1
Königreich Sachsen	112
Sachsen-Weimar	112
Provinz Brandenburg	111,4
Reuss ä. L.	111,4
Reuss j. L.	111,2
Westpreussen	110,7
Bremen	110,6
Bayern	109,5
Hessen	109,4
Mecklenburg-Strelitz	109,4
Provinz Sachsen	109,1
Braunschweig	108,9
Sachsen-Altenburg	108,8
Provinz Posen	108,6
Nassau	108,5
Oldenburg	108,4

*) Statist. Jahrbuch 1902. S. 10.

Gebiet	Auf 100 weibliche Gestorbene entfallen männliche
Schlesien	108
Hannover	107,3
Baden	107,1
Pommern	107
Sachsen-Koburg-Gotha	106,4
Schwarzburg-Rudolstadt	106,1
Elsass-Lothringen	105,6
Sachsen-Meiningen	105,6
Württemberg	105,4
Ostpreussen	104,7
Lippe	102,7
Mecklenburg-Schwerin	101
Schaumburg-Lippe	100,6
Hohenzollern	98,6
Waldeck	95,8

Schwankungen im einzelnen sind, ohne dass die Ursache zu Tage läge, nicht ausgeschlossen, wie ein Vergleich der Gebiete mit dem stärksten und dem schwächsten Prozentsatze der männlichen Gestorbenen in verschiedenen Jahren ergibt.

Auf 100 weibliche Gestorbene kamen männliche

	1892	1899	1900
Lübeck	102,5	105,5	120,6
Westfalen	112,3	117,4	118,8
Hohenzollern	106,9	114,6	98,6
Waldeck	90,9	90,4	95,8

Während in Lübeck im Jahre 1900, in Hohenzollern 1899 besondere Einflüsse die männliche Sterbeziffer nur vorübergehend ungünstig beeinflusst haben werden, erscheint in Waldeck der niedrige, in Westfalen der hohe Prozentsatz männlicher Gestorbener von Bestand und daher mit lokalen Ursachen verknüpft.

Der Hinweis auf die grössere Sterblichkeit der Männer kann aber als rein negative Erklärung des Überlebens der weiblichen Hälfte noch nicht genügen, es kommen sicher auch positive Umstände auf seiten des weiblichen Geschlechts in Betracht. Am nächsten liegt

es, an den grösseren Schutz des Hauses zu denken, an das Leben in der Familie, ohne die Gefahren und die gespannte, aufreibende Nerventätigkeit des männlichen Berufslebens. Neben diesem Plus findet sich aber auch ein bedeutsames Minus auf seiten des weiblichen Geschlechts. Die Abwesenheit nicht nur der Gefahren zu Wasser und zu Lande — sondern auch der Ausschweifung mit ihren zerrüttenden Folgen. Auch darüber gibt die Statistik Anhaltspunkte. Auf 100 Männer, die wegen Unzucht abgeurteilt wurden, kommt noch nicht eine Frau. Im Jahre 1899 waren von 100 wegen Unzucht abgeurteilter Personen

	männlich	weiblich
	99,1	0,9
1898	99,5	0,5
1888	99,2	0,8

Auch ist eine grössere Zähigkeit der Konstitution*) sowie eine grössere Anpassungsfähigkeit in Rechnung zu stellen. „Je plie et ne romps pas“, sagt bezeichnend das überlebende Schilf in der Fabel zur gestürzten Eiche. Alle diese bekannten und wiederholt erörterten Ursachen tragen zweifelsohne zur längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts bei. Dass daneben aber auch, und zwar in nicht verschwindendem Masse, psychische Momente mitsprechen, wird niemand in Abrede stellen wollen. Die Wechselbeziehung zwischen Psyche und Körper ist eine ebenso unbestrittene wie unaufgeklärte Tatsache. In der uns hier beschäftigenden Beziehung —

*) „Jedenfalls habe ich von jeher den Eindruck gehabt, dass selbst kräftige und robuste Männer die Narkose und das Hantieren in der Bauchhöhle viel schlechter vertragen, als Frauen. Ich will auf die Gründe dieser Tatsachen nicht näher eingehen, glaube indes, dass deshalb besonders das starke Geschlecht sich einer Laparotomie gegenüber so schwach verhält, weil es sich durch Nikotin und Alkohol die Herzkraft in hohem Masse schädigt. Ich operiere lieber fünf Frauen als einen Mann.“ („Die Mortalität nach Gallensteinoperationen“. Prof. Dr. Hans Kehr, Halberstadt, in der Münchener mediz. Wochenschrift 1902.)

nämlich zur längeren Lebensdauer des weiblichen Geschlechts — ist ihr aber, soviel ich weiss, bislang wenig Interesse und wenig Beachtung geschenkt worden. (Eine Ausnahme dürfte nur Öttingens Moralstatistik bilden.) Man hat sich auf die bereits angeführten Gründe beschränkt, ja sogar zu der Behauptung verstiegen, die weibliche Konstitution bedinge an sich eine längere Lebensdauer. Deshalb soll an dieser Stelle einmal ein psychisches Moment ausschliesslich beleuchtet werden.

Das Weib ist unbestritten in viel höherem Masse als der Mann Trägerin überlieferter sittlich-religiöser Ideen geblieben. Ein Blick auf den Kirchenbesuch in grossen wie in kleinen Städten beweist dies allein schon genügend. So ist das Weib durch sein enger begrenztes Leben vor Gefahren, vor schweren Schicksalsschlägen und Versuchungen, wie wir hörten, nicht nur besser bewahrt, es kann, wenn es wirklich getroffen wird, den Schlag auch leichter überwinden als der Mann. Und zwar so. Jeder Schlag, jeder von aussen kommende starke Anreiz will ausgelöst sein, sei es durch tätlichen Gegenschlag, sei es durch moralische Überwindung (Ergebung — Vergebung). Die moralische Reizabfuhr hat eine sittliche Willensrichtung zur Voraussetzung. Diese letztere ist von der natürlichen Passivität des Schilfes wesentlich verschieden; ist diese natürliche Schwäche, ist jene erworbene Stärke. Am häufigsten wird diese Willensstärke durch den Einfluss der Religion gewonnen, dem das Weib zugänglicher ist, als der Mann. In Erschütterungen, die den Mann an den Abgrund führen, findet es daher sein Gleichgewicht leichter wieder. Ist dem Manne in seiner innerlichen Erfahrungswelt der Weg der moralischen Auslösung fremd geblieben, und ist ihm bei einem schweren Schicksalsschlage auch die andere, die tätliche Abfuhr unmöglich, so scheint ihm leicht, „dass der Mensch es nicht mehr trägt“. Er wird eine Beute der Verzweiflung und greift zum letzten Mittel.

Dass der hier skizzierte Unterschied zwischen Mann

und Weib der Wirklichkeit entspricht, hat die Statistik uns zu bestätigen. Wir fragen sie jetzt nach den Zahlen über den Selbstmord. Sie sagt uns mit trockenen Zahlen, wie häufig der Mann im Gegensatze zur Frau der Wucht widrigen Geschickes erliegt. Im Jahre 1900 verlor das Deutsche Reich 8987 — also fast 9000 — Männer durch Selbstmord, aber nur 2406 Frauen, mithin 6581 weniger. 6581 Frauen überlebten im Jahre 1900 allein schon durch den einen Umstand ihres geringeren Anteils am Selbstmord. Das würde — die Zahl konstant angenommen — in einem Jahrfünft allein durch diese Ursache ein Mehr an weiblicher Bevölkerung von 32 905 ergeben, eine Anzahl, mit der man ganz Eisenach bevölkern könnte. Und die Zahl erscheint tatsächlich konstant. Auf 100 männliche Selbstmorde kamen im Jahre

1898 . . .	26,8	weibliche Selbstmorde
1899 . . .	27,2	„ „
1900 . . .	26,8	„ „

In anderer Fassung: Auf 100 000 weibliche Einwohner entfielen im Jahresdurchschnitt nur 8, auf 100 000 Männer aber 32 (viermal soviel) Selbstmorde. Diese Durchschnittszahl ist aus den absoluten Zahlen der Jahre 1898 bis 1900 gewonnen.*)

Wir betrachten die weibliche Selbstmordziffer nun gesondert. Die folgenden Zusammenstellungen geben die Durchschnittszahl für denselben Zeitraum, auf 100 000 Einwohner berechnet, für die einzelnen deutschen Staaten.**)

Auf 100 000 weibliche Einwohner entfallen Selbstmörderinnen in

Westfalen	3
Rheinland	4
Waldeck	4
Elsass-Lothringen . . .	5
Lippe-Detmold	5
Schaumburg-Lippe . .	6

*) Statist. Jahrbuch 1902, S. 12. **) Ebenda.

Mit diesen Zahlen steht Westdeutschland am günstigsten. Dann folgt Ost- und Süddeutschland:

Posen	3
Ostpreussen	6
Westpreussen	6
Pommern	6
Bayern	6
Württemberg	6
Baden	7
Nassau	8
Hohenzollern	3

Norddeutschland bietet ein weniger günstiges Bild.

Mecklenburg-Strelitz	8
Mecklenburg-Schwerin	9
Oldenburg	12
Schleswig-Holstein	13

Am ungünstigsten steht Mitteldeutschland, und hier wieder stellen den höchsten Prozentsatz die sächsischen und thüringischen Staaten.

Hannover	9
Reuss ä. L.	9
Hessen	11
Provinz Brandenburg	12
Königreich Sachsen	13
Sachsen-Weimar	13
Sachsen-Meiningen	13
Schwarzburg-Sondersh.	13
Schwarzburg-Rudolstadt	13
Reuss j. L.	13
Braunschweig	14
Provinz Sachsen	15
Sachsen-Koburg-Gotha	16
Anhalt	16
Sachsen-Altenburg	18

Die Grossstädte Berlin, Hamburg, Bremen weisen übereinstimmend denselben Satz auf: je 13. Lübeck zeichnet sich aus mit 8.

Überblicken wir diese Tabelle im ganzen, so fällt hauptsächlich die bedeutende Schwankung der Selbstmordziffer ins Auge: Auf 100 000 wbl. Einwohner entfallen

im jährlichen Durchschnitt in Westfalen 3, in Sachsen-Altenburg aber 18, also sechsmal soviel Selbstmörderinnen. Wie erklären wir diese Schwankungen?

Der nächstliegende Gedanke dürfte sein, nach einem Zusammenhange mit den spezifisch weiblichen Lebensumständen zu suchen und zu fragen, ob etwa die schwierige, oft zur Verzweiflung führende Lage der ledigen Mutter die Zahl in den verschiedenen Gebieten verschieden beeinflusst, ob sich etwa zwischen der Zahl der Selbstmorde und der Zahl der unehelichen Geburten ein Zusammenhang erkennen lässt.

Einen Vergleich der Zahl von weiblichen Selbstmorden und unehelichen Geburten bietet folgende Aufstellung:

Auf 100000 w. Einw. entfallen Selbstmörderinnen in jährlichem Durchschnitt in		Von 100 Geburten sind unehelich
Westfalen	3	2,7
Posen	3	5,5
Hohenzollern	3	6,8
Rheinland	4	4
Waldeck	4	6,9
Elsass-Lothringen	5	7,5
Lippe	5	4,7
Ostpreussen	6	9,4
Westpreussen	6	6,7
Pommern	6	9,9
Bayern	6	13,2
Württemberg	6	9,7
Schaumburg-Lippe	6	4,4
Baden	7	7,5
Hessen-Nassau	8	6,3
Mecklenburg-Strelitz	8	12,2
Lübeck	8	8,9
Schlesien	9	9,2
Hannover	9	6,9
Mecklenburg-Schwerin	9	11,7
Reuss ä. L.	9	7,3
Hessen	11	7,9
Provinz Brandenburg	12	9,7
Oldenburg	12	5,5

Berlin	13	14,9
Königreich Sachsen	13	12,6
Sachsen-Weimar	13	9,6
Sachsen-Meiningen	13	11,6
Schwarzburg-Sondersh.	13	9,1
Schwarzburg-Rudolstadt	13	10,4
Reuss j. L.	13	11
Schleswig-Holstein	13	8,7
Bremen	13	7,8
Hamburg	13	12,2
Braunschweig	14	10
Provinz Sachsen	15	10,3
Sachsen-Koburg-Gotha	16	10,3
Sachsen-Anhalt	16	9,1
Sachsen-Altenburg	18	10,9
Deutsches Reich	8	8,7

Die Gebiete sind, nach der Höhe der weiblichen Selbstmordziffer geordnet, in drei Klassen geteilt und zwar so, dass die erste Klasse die Gebiete mit 3—5, die zweite die Gebiete mit 6—12, und die dritte die mit 13—18 Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner umfasst.

In der ersten Klasse (3—5 auf 100 000 E.) steht mit dem höchsten Prozentsatze an unehelichen Geburten Elsass-Lothringen da: 7,5. Am nächsten kommt ihm Waldeck mit 6,9 und Hohenzollern mit 6,8. Westfalen steht auch hier am günstigsten mit 2,7 unehelichen Geburten auf 100.

Die zweite Klasse umfasst die Gebiete mit 6—12 Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner. Die Rubrik der unehelichen Geburten zeigt eine merkliche Steigerung. Während in der vorhergehenden Klasse der höchste Prozentsatz 7,5 war, steigt er hier auf 11, 12 und 13. Ja, der am häufigsten vertretene Prozentsatz von 9 übersteigt noch um $1\frac{1}{2}$ Prozent den Höhepunkt der vorigen Klasse.

Die dritte Klasse umfasst die Gebiete mit 13—18 Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner. Diesen

Zahlen entspricht wiederum eine Erhöhung des Prozentsatzes an unehelichen Geburten. Am häufigsten ist der Satz von 10 auf 100 vertreten. Reuss j. L. und Sachsen-Meiningen weisen 11 auf: das Königreich Sachsen 12,6 und Berlin sogar 14,9.

Es ergibt sich, dass im ganzen einer Steigerung des Prozentsatzes unehelicher Geburten eine Steigerung der Zahl der Selbstmörderinnen entspricht, so dass man im allgemeinen sagen kann: Wo wir einen hohen Prozentsatz unehelicher Geburten finden, können wir auch auf eine hohe Zahl von Selbstmörderinnen gefasst sein. Die folgende Gegenüberstellung von den vier Staaten mit der kleinsten und den vier mit der grössten Selbstmordziffer veranschaulicht diesen Satz.

Vier Gebiete mit der kleinsten Zahl weiblicher Selbstmorde			Vier Gebiete mit der grössten Zahl weiblicher Selbstmorde		
Gebiet	Auf 100 000 wbl. Einw. Selbstmörderinnen	Von 100 Geburten unehelich	Gebiet	Auf 100 000 wbl. Einw. Selbstmörderinnen	Von 100 Geburten unehelich
Posen	3	5,7	Braunschweig	14	10
Westfalen	3	2,7	Provinz Sachsen	15	10,3
Rheinland	4	3,9	Sachsen-Koburg-Gotha	16	10,3
Lippe-Detmold	5	3,9	Sachsen-Altenburg	18	10,9

Im einzelnen jedoch erleidet die festgestellte Verwandtschaft von unehelichen Geburten und weiblichen Selbstmorden bedeutende Wandlungen. Bayern hat links vom Rhein denselben Satz weiblicher Selbstmorde, wie rechts vom Rhein, nämlich 6 auf 100 000, aber während auf die Pfalz nur 6,3 uneheliche Geburten auf 100 kommen, zählt Bayern rechts vom Rhein 14,3. Bremen und Hamburg haben je 13 Selbstmörderinnen auf 100 000 wbl. Einwohner, aber während Bremen nur 7,8 Prozent unehelicher Geburten hat, hat Hamburg deren 12,2. Schleswig-Holstein zeigt bei 13 weiblichen

Selbstmorden auf 100 000 Einwohner einen Prozentsatz von nur 8,[7] unehelichen Geburten; gerade umgekehrt hat Mecklenburg - Strelitz bei 8 Selbstmörderinnen auf 100 000 Einwohner 12,[2] uneheliche Geburten auf 100.

Wir haben festgestellt, dass im grossen Umrisse eine Verwandtschaft zwischen der Prozenthöhe der unehelichen Geburten und der Zahl der Selbstmörderinnen besteht. Die Frage nach den Ursachen der Schwankungen der weiblichen Selbstmordziffer ist damit aber nicht beantwortet, nur erweitert. Wahrscheinlich ist, dass die beiden verwandten Momente, die miteinander steigen und fallen, gemeinsam hemmendem oder begünstigendem Einflusse unterliegen. Ob diese Annahme zutrifft, können wir prüfen, indem wir die Zahl der männlichen Selbstmorde zur Vergleichung heranziehen. Wenn die Zahl der Selbstmörder mit der der Selbstmörderinnen entsprechend steigt und fällt, so dürfte die Annahme berechtigt sein, dass in den betreffenden Gebieten allgemeine Einflüsse mitsprechen. Die folgende Zusammenstellung*) gibt uns darüber Aufschluss, ob die Höhe der männlichen Selbstmorde örtlich mit der Höhe der weiblichen zusammenfällt. Die Zahlen geben den Durchschnitt der Jahre 1898/1900 auf 100 000 Einwohner berechnet, gerade wie bei der Aufstellung der weiblichen Selbstmorde. Zur leichteren Übersicht teilen wir die Staatenreihen je nach der Höhe der weiblichen Selbstmorde wieder in die uns bekannten Klassen.

Auf 100 000 E. entfallen jährlich

Gebiet	Selbstmorde	
	weibl.	männl.
Westfalen	3	17
Posen	3	15
Hohenzollern . . .	3	35
Rheinland	4	18
Waldeck	4	27
Elsass-Lothringen . .	5	22
Lippe	5	19

*) Stat. Jahrb., 1902, S. 12.

In dieser Klasse steigt die männliche Selbstmordziffer von 15—35. Im einzelnen entspricht die Steigerung aber nicht der weiblichen. Posen hat bei 3 weiblichen 15 männliche Selbstmorde, Lippe bei 5 weiblichen nur 19 männliche.

Sehen wir, wie es in der zweiten Klasse steht.

Gebiet	Selbstmorde weibl.	Selbstmorde männl.
Ostpreussen	6	23
Westpreussen	6	22
Pommern	6	28
Bayern	6	21
Württemberg	6	28
Schaumburg-Lippe	6	20
Baden	7	82
Hessen-Nassau	8	29
Mecklenburg-Strelitz	8	42
Lübeck	8	42
Schlesien	9	40
Hannover	9	33
Mecklenburg-Schwerin	9	32
Reuss ä. L.	9	34
Hessen	11	35
Provinz Brandenburg	12	49
Grossherzogt. Oldenburg	12	47

Wie in dieser Klasse der weibliche Anteil ein höherer ist, so auch der männliche. Er steigt bis auf 49 und zwar entsprechend der weiblichen Progression. In den Staaten mit 6 weiblichen Selbstmorden auf 100 000 beziffert er sich höchstens auf 28; in den Staaten mit 9 weiblichen Selbstmorden auf 32—40.

III. Klasse:

Gebiet	Selbstmorde weibl.	Selbstmorde männl.
Berlin	13	42
Königreich Sachsen	13	48
Sachsen-Weimar	13	45
Sachsen-Meiningen	13	48

Gebiet	Selbstmorde weibl.	Selbstmorde männl.
Schwarzburg-Sondershausen .	13	44
Schwarzburg-Rudolstadt . .	13	46
Reuss j. L.	13	56
Schleswig-Holstein	13	48
Bremen	13	54
Hamburg	13	48
Braunschweig	14	46
Provinz Sachsen	15	45
Sachsen-Koburg-Gotha . . .	16	70
Sachsen-Anhalt	16	48
Sachsen-Altenburg	18	48
Deutsches Reich	8	32

Auch in dieser Klasse steigt die männliche Ziffer mit der weiblichen, wenn auch nicht im einzelnen, denn Anhalt hat mit 16, Sachsen schon mit 13 weiblichen 48 männliche Selbstmorde, und Sachsen-Altenburg hat mit dem höchsten weiblichen Anteil (18 auf 100 000), auch nur 48 männliche. Dagegen stehen in Sachsen-Koburg-Gotha 16 weiblichen 70 männliche Selbstmorde gegenüber.

Wir sehen, im einzelnen lässt sich eine entsprechende Steigerung des weiblichen und männlichen Anteils am Selbstmorde nicht feststellen, im grossen Umrisse ist aber ebenso unverkennbar, dass die Staaten mit einem niedrigen weiblichen Anteil auch einen niedrigen männlichen Anteil an der Selbstmordziffer haben — und umgekehrt.

Nachdem wir diese Einsicht gewonnen haben, werden wir zu der Annahme geführt, dass hier Einflüsse mitsprechen, denen beide Geschlechter unterliegen, jedoch das weibliche (um das es sich hier handelt) in höherem Masse. Welche Einwirkungen könnten es sein?

In erster Linie drängt sich der Gedanke an die wirtschaftliche Lage als Erklärung auf. Hierüber in grösserem Massstabe Nachforschungen anzustellen, würde

nun zwar über den Rahmen dieser statistischen Studie zur Frauenfrage hinausgehen, wohl aber lässt sich ein Moment heranziehen, das mit der Verschärfung des wirtschaftlichen Daseinskampfes und allen seinen Schwierigkeiten eng verknüpft und statistisch leicht fassbar ist: die Bevölkerungsdichtigkeit. Das gedrängte Zusammenleben der Menschen könnte möglicherweise einen verhängnisvollen, die Verzweiflung begünstigenden Einfluss üben. Das Zusammenströmen von Menschen, die keine Beziehungen zu einander haben, erzeugt keineswegs an und für sich einen natürlichen Gemeinschaftssinn. Es wirkt vielmehr isolierend, der Unbefangene muss schlichtes Vertrauen verlernen.

„Geh' und such' die Menschen auf,
So bist du bald allein —"

sagt der Dichter mit Recht. Die auf den Arbeitsmarkt hinausgedrängte, alleinstehende Frau leidet unverhältnismässig mehr als der Mann unter der Verlassenheit in der städtischen Steinwüste, wenn ihr nicht die Oase eines eigenen Herdes bescheert ist, wenn sie nicht Menschen hat, zu denen sie als Mensch gehört. Unter solchen Verhältnissen unterliegt, so scheint es, das Weib leichter der Verführung oder der Verzweiflung oder beiden, als wenn es „der Menschheit Los erfüllt" und wäre es im allerengsten Kreise und unter viel Beschwer. Fragen wir daher, ob ein Einfluss der Bevölkerungsdichtigkeit auf die Häufigkeit des Selbstmords nachweislich zu erkennen ist, oder ob er von anderen hemmenden Einflüssen eingeschränkt oder ausgeglichen wird. Wenn die Bevölkerungsdichtigkeit in erheblichem Masse mitspricht, werden wir in den dichtbevölkerten Landstrichen, besonders aber in den Grossstädten, mehr weibliche Selbstmorde (und voraussichtlich uneheliche Geburten) finden, als in den dünnbevölkerten Gebieten. Sehen wir zu, ob das vorliegende Zahlenmaterial uns zu einer Annahme kommen lässt.

Die folgende Tabelle zeigt die Zahl der Selbstmorde in Verbindung mit der Bevölkerungsdichtigkeit.*) (Zur Vergleichung sind die unehelichen Geburten angehängt.)

Auf 100000 w. Einwohner entfallen im jährlichen Durchschnitt weibliche Selbstmorde		Auf 1 qkm Einwohner	Auf 100 Geburten unehelich
Westfalen	3	157,8	2,7
Posen	3	65,2	5,5
Hohenzollern	3	58,5	6,8
Rheinland	4	213,4	4,0
Waldeck	4	51,7	6,9
Elsass-Lothringen	5	118,5	7,5
Lippe	5	114,3	4,7
Ostpreussen	6	54,0	9,4
Westpreussen	6	61,2	6,7
Pommern	6	54,3	9,9
Bayern	6	81,4	13,2
Württemberg	6	111,2	9,7
Schaumburg-Lippe	6	126,8	4,4
Baden	7	123,9	7,5
Hessen-Nassau	8	120,9	6,3
Mecklenburg-Strelitz	8	35,0	12,2
Lübeck	8	325,1	8,9
Schlesien	9	115,8	9,2
Hannover	9	67,3	6,9
Mecklenburg-Schwerin	9	46,3	11,7
Reuss ä. L.	9	216,0	7,3
Hessen	11	145,8	7,9
Provinz Brandenburg	12	78,0	9,7
Grossherzogt. Oldenburg	12	62,0	5,5
Berlin	13	125,2	14,9
Königreich Sachsen	13	280,3	12,6
Sachsen-Weimar	13	100,3	9,6
Sachsen-Meiningen	13	101,6	11,6
Schwarzburg-Sondershausen	13	193,8	9,1
Schwarzburg-Rudolstadt	13	99,0	10,4
Reuss j. L.	13	168,4	11,0
Schleswig-Holstein	13	73,0	8,7
Bremen	13	877,0	7,8
Hamburg	13	1850,1	12,4

*) Stat. Jahrb. für d. D. R. 1902 S. 1.

Auf 100000 w. Einwohner entfallen im jährlichen Durchschnitt weibliche Selbstmorde		Auf 1 qkm Einwohner	Auf 100 Geburten unehelich
Braunschweig	14	126.4	10.0
Provinz Sachsen	15	112.2	10,3
Sachsen-Koburg-Gotha . .	16	116.1	10.3
Sachsen-Anhalt	16	187.5	9,1
Sachsen-Altenburg	18	147.3	10.9
Deutsches Reich	8	104,2	8,7

Wir teilen zur leichteren Erfassung die Gebiete wieder in die drei uns bereits bekannten Klassen, doch soll die Reihenfolge in jeder Klasse diesmal nach dem hier ausschlaggebenden Gesichtspunkte der Bevölkerungsdichtigkeit geordnet werden, derart, dass in jeder Klasse die am dichtesten bevölkerten Staaten obenan stehen.

Die erste Klasse stellt sich folgendermassen dar:

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörderinnen auf 100000 w. E.
213.4	Rheinland	4
157.8	Westfalen	3
118,5	Elsass-Lothringen	5
114,3	Lippe-Detmold	5
65,1	Posen	3
58.5	Hohenzollern	3
51,7	Waldeck	4

Das am dichtesten bevölkerte Gebiet, Rheinland, zeigt dieselbe weibliche Selbstmordziffer wie das am dünnsten bevölkerte Waldeck. Ebenso entsprechen die beiden nächsten Gebiete von oben und unten einander, und auch die in der Mitte liegenden stimmen derart überein, dass wir die Übereinstimmung schematisch durch Striche veranschaulichen können.

Die zweite Klasse mit der weiblichen Selbstmordziffer 6—12 auf 100000 Einwohner im jährlichen Durchschnitt stellt sich so dar:

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörderinnen auf 100000 w. Einwohner
325	Lübeck	8
216	Reuss ä. L.	9
145,8	Hessen	11
126,8	Schaumburg-Lippe	6
123,9	Baden	7
120,0	Hessen-Nassau	8
115,8	Schlesien	9
111,2	Württemberg	6
81,4	Bayern	6
78,0	Prov. Brandenbg. m. Berlin	12
67,3	Hannover	9
62,1	Oldenburg	12
61,2	Westpreussen	6
54,3	Pommern	6
54	Ostpreussen	6
46,3	Mecklenburg-Schwerin	9
35,0	„ -Strelitz	8

Auch in dieser Klasse mit der im Vergleich zur vorigen absolut höheren Selbstmordziffer haben wir dieselbe Erscheinung. Die am dichtesten und am dünnsten bevölkerten Gebiete entsprechen einander in dem weiblichen Anteil am Selbstmorde. —

Die dritte Klasse mit der weiblichen Selbstmordziffer von 13—18 gewährt folgendes Bild:

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörderinnen auf 100000 w. Einwohner
1850,1	Hamburg	13
877,0	Bremen	13
280,3	Königreich Sachsen	13
168,3	Reuss j. L.	18
147,3	Altenburg	18
137,5	Anhalt	16
126,4	Braunschweig	14
125,0	Berlin	13
116,1	Sachsen-Koburg-Gotha	16
112,0	Provinz Sachsen	15
101,6	Sachsen-Meiningen	13
100,3	„ -Weimar	13
99,0	Schwarzburg-Rudolstadt	13
93,8	„ -Sondershaus.	13
73,0	Schleswig-Holstein	13

Auch in dieser Klasse mit der wiederum absolut höheren Selbstmordziffer dieselbe Erscheinung, dass in fast schematischer Genauigkeit die am dichtesten und die am dünnsten bevölkerten Gegenden dieselbe Höhe weiblicher Selbstmorde zeigen.

Hamburg und Schleswig-Holstein weisen dieselbe Höhe auf, und dabei ist Hamburg 25mal so dicht bevölkert als Schleswig-Holstein; Sachsen-Altenburg hat beinahe $^1/_3$ mehr Selbstmörderinnen als Hamburg, obschon Hamburg 12mal so dicht bevölkert ist.

Ein Gesamtvergleich aller drei Klassen hat dasselbe Ergebnis, wie eine Gegenüberstellung des ersten und letzten Gebietes — Rheinland und Schleswig-Holstein — erweist. Rheinland hat bei 213,4 Menschen auf den Quadratkilometer 4 Selbstmörderinnen auf 100000 w. Einwohner; Schleswig-Holstein hat deren 13 und dabei ist die Bevölkerung nur $^1/_3$ so dicht, wie die der Provinz Rheinland, so dass Schleswig-Holstein, am Rheinland gemessen, statt 13 nur 1 weiblichen Selbstmord auf 100000 w. Einwohner haben müsste.

Wir müssen zu dem Schlusse kommen, dass die Schwankungen in der Zahl der weiblichen Selbstmorde nicht auf die grössere oder geringere Bevölkerungsdichtigkeit zurückzuführen sind. Die Grossstädte weisen nicht die hohe Ziffer weiblicher Selbstmorde auf, die der Beobachter zu finden fürchtet. Wir dürfen annehmen, dass die Charitas den Gefahren entgegenwirkt. Privathilfe und Vereinstätigkeit sind an der Arbeit auf der ganzen Linie und in allen Lagern. Auch alle soziale, alle organisatorische Arbeit wirkt bindend, bewahrend. Wenn die überfüllten Grossstädte Herde der individualistischen Auflösung und Zersetzung sind, so sind sie andererseits auch Stätten der Fortentwickelung der Kulturmenschheit. Sie lehren die Menschen, den Übeln zu begegnen und auf Abwehr und Bekämpfung geistiger und

leiblicher Not zu sinnen. Viele Hände strecken sich hilfebereit nach der alleinstehenden, vereinsamten weiblichen Person aus.*)

Vielleicht trifft aber bei den Männern die Annahme zu, dass die Bevölkerungsdichtigkeit, die den Daseinskampf verschärft, die Selbstmordziffer bedeutsam mitbestimmt? Es dürfte nicht unerheblich sein, dem Verhältnis von Bevölkerungsdichtigkeit und der männlichen Selbstmorde in der folgenden Darstellung kurz nachzugehen. Die Staaten sind wieder in den drei Klassen, jede nach der Bevölkerungsdichtigkeit geordnet, dargestellt.

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörder auf 100000 m. Einw.
213,4	Rheinland	18
157,8	Westfalen	17
118,5	Elsass-Lothringen . . .	22
114,3	Lippe	19
65,1	Posen	15
58,5	Hohenzollern	35
51,7	Waldeck	27

In dieser ersten Klasse können wir keine Gesetzmässigkeit erkennen. Die Höhe der Selbstmordziffer, bei Rheinland mit 18 anfangend, nimmt keineswegs regelmässig mit der Bevölkerungszahl ab, sondern schwankt auf und nieder und steigt sprunghaft gegen das Ende bis fast zur doppelten Höhe.

---

*) Freilich erst, nachdem sie in einer oder der anderen Weise entgleist ist. Für die Ehrbaren der untern Klassen ist ja auch durch Dienstboten- und Arbeiterinnenvereine und -Heime gesorgt, die Alleinstehenden der Mittelklassen, die alleinstehenden gebildeten Frauen und Berufsarbeiterinnen werden übersehen. Eine rühmliche Ausnahme machen die Begründerinnen der Frauenklubs und Lehrerinnenheime.

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörder auf 100 000 m. Einwohner
325	Lübeck	42
216	Reuss ä. L.	34
145.8	Hessen	35
126,8	Schaumburg-Lippe	20
123.9	Baden	32
120,9	Hessen-Nassau	29
115,8	Schlesien	40
111.2	Württemberg	28
81,4	Bayern	21
78,0	Provinz Brandenburg m. Berlin	49
67,3	Hannover	33
62,1	Grossherzogt. Oldenburg	47
61,2	Westpreussen	22
54.3	Pommern	28
54	Ostpreussen	23
46,3	Mecklenburg-Schwerin	32
35,0	Mecklenburg-Strelitz	42

Ein kurzer Blick auf diese zweite Klasse genügt, um festzustellen, dass der am dichtesten und der am dünnsten bevölkerte Staat die gleiche Selbstmordziffer aufweisen.

Auf 1 qkm kommen Bewohner	Gebiet	Selbstmörder auf 100 000 m. Einwohner
1850,1	Hamburg	48
877,0	Bremen	54
280.3	Königreich Sachsen	48
168,3	Reuss j. L.	56
147,3	Altenburg	48
137,5	Anhalt	48
126,4	Braunschweig	46
125,0	Berlin	42
116,1	Sachsen-Koburg-Gotha	70
112,0	Provinz Sachsen	45
101,6	Sachsen-Meiningen	48
100,3	Sachsen-Weimar	45
99,0	Schwarzburg-Rudolstadt	46
93,8	Schwarzburg-Sondersh.	44
78,0	Schleswig-Holstein	48

Auch hier dasselbe Bild. Hamburg und Schleswig-Holstein, der erste und der letzte Staat, haben dieselbe Zahl von Selbstmördern, 48 auf 100 000 Einwohner im Jahresdurchschnitt. Die Staaten schwanken in der Bevölkerungsdichtigkeit von 1850 bis 73 Einwohner auf den qkm; in der Zahl der Selbstmörder zwischen 42 bis 70 auf 100 000 m. Einwohner. Was wir feststellen, ist, dass die Bevölkerungsdichtigkeit die Selbstmordziffer der Männer ebensowenig zu beeinflussen scheint, wie die der Frauen. Daneben stellen wir fest, dass auch die Höhe der männlichen Selbstmorde bedeutend schwankt. Bei dem weiblichen Geschlechte zwischen 3—18 auf 100 000 im Jahresdurchschnitt, bei dem männlichen zwischen 15 (Posen) bis 70 (Sachsen-Koburg-Gotha).

Diese Schwankung selbst bietet vielleicht einen Anhalt und führt uns zu einer Erklärung. Die Schwankung zwischen den Selbstmordziffern der beiden Geschlechter hatten wir auf ein psychisches Moment, die stärkere religiöse Gebundenheit des weiblichen Geschlechts, zurückgeführt. Vielleicht lassen sich durch dasselbe psychische Moment auch die Schwankungen zwischen den einzelnen Gebieten erklären. Trifft diese Annahme zu, so muss religiöser Einfluss nachweisbar sein. Wir untersuchen unter diesem Gesichtspunkte an der Hand der Statistik den Anteil der Konfessionen am Selbstmorde; der Anteil der Israeliten und Sektierer ist verschwindend. Die uns geläufige Dreiteilung der deutschen Staatsgebiete, nach der Höhe der weiblichen Selbstmordziffer geordnet, behalten wir bei.

Die erste Klasse bilden wieder die Gebiete mit 3 bis 5 weiblichen Selbstmorden auf 100 000 w. Einwohner.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einwohnern evang.	kath.
3	Westfalen	475	515*)
3	Posen	309	665

*) Stat. Jahrb., 1901, S. 4.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind evang.	kath.
3	Hohenzollern . . .	38	952
4	Rheinland	275	712
4	Waldeck	955	29
5	Elsass-Lothringen .	210	765
5	Lippe	958	34

Unter den 7 Gebieten dieser Klasse sind alle bis auf Waldeck und Lippe vorwiegend, d. h. über 50 %, katholisch, so dass die Wagschale zugunsten dieser Konfession allein schon durch den Umstand sinkt, dass die Klasse mit der niedrigsten Selbstmordziffer zu $^5/_7$ von katholischen Gebieten eingenommen wird. Auf der anderen Seite ist hervorzuheben, dass Waldeck, ein fast ausschliesslich protestantischer Staat, eine niedrigere Selbstmordziffer hat, als das katholische Elsass-Lothringen, dem in der Höhe der weiblichen Selbstmorde das protestantische Lippe gleichsteht.

Sehen wir, ob der Eindruck zugunsten des Katholizismus durch die Betrachtung der anderen Klassen erhärtet oder abgeschwächt wird.

Die 2. Klasse umfasst wie früher die Staaten mit 6 bis 12 weiblichen Selbstmorden auf 100 000 w. Einwohner.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind evang.	kath.
6	Ostpreussen	856	131
6	Westpreussen . . .	475	500
6	Pommern	971	18
6	Bayern	241	750
6	Württemberg . . .	691	299
6	Schaumburg-Lippe .	974	16
7	Baden	361	620
8	Hessen-Nassau . .	695	274
8	Mecklenburg-Strelitz	988	6,7
8	Lübeck	975	15
9	Schlesien	455	532
9	Hannover	865	126

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind evang.	kath.
9	Mecklenb.-Schwerin .	987	8,7
9	Reuss ä. L.	981	15
11	Hessen	671	296
12	Provinz Brandenburg	957	35
12	Oldenburg	773	219

Unter den 17 Staaten dieser zweiten Klasse befinden sich nur vier, die 50 % Katholiken oder darüber haben: Westpreussen, Bayern, Baden, Schlesien. Von diesen vier geht keiner über die Selbstmordziffer 9 hinaus, die höheren Ziffern bis 12 beziehen sich auf vorwiegend protestantische Gebiete.

So steht auch in dieser Klasse der Katholizismus günstig da. Es kommen aber wieder einzelne rein protestantische Gebiete ihm gleich. So hat das rein protestantische Pommern dieselbe Selbstmordziffer, wie das vorwiegend katholische Bayern. Ostpreussen, Württemberg und Lippe, sämtlich protestantisch, haben eine gleiche Selbstmordziffer wie Baden mit 62 % Katholiken.

Die dritte Klasse umfasst die Gebiete mit der weiblichen Selbstmordziffer von 13—18 auf 100 000 Einwohner.

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind evang.	kath.
13	Berlin	857	86
13	Königreich Sachsen . .	957	37
13	Sachsen-Weimar . . .	959	36
13	Sachsen-Meiningen . .	979	12
13	Schwarzburg-Sondersh.	988	8,4
13	Schwarzburg-Rudolstadt	994	4,6
13	Reuss j. L.	985	9,9
13	Schleswig-Holstein . .	976	18
13	Bremen	942	44
13	Hamburg	918	38
14	Braunschweig	950	41
15	Prov. Sachsen	924	71

Selbstmörderinnen auf 100 000 w. Einwohner	Gebiet	Von 1000 Einw. sind evang.	kath.
16	Sachsen-Koburg-Gotha	980	14
16	Anhalt	960	38
18	Altenburg	986	12

Die 15 Staaten der 3. Klasse sind so gut, wie rein protestantisch, den höchsten katholischen Bestand hat Berlin mit 8,6 Prozent.

Betrachten wir in grossen Zügen die drei Klassen, so müssen wir feststellen, dass die vorwiegend katholischen Gebiete am günstigsten stehen, dass der Katholizismus einen bindenden, bewahrenden Einfluss im Volksleben darstellt. Und weiter schliessen wir, dass tatsächlich bei dem weiblichen Überschusse, der uns hier beschäftigt, durch Verlängerung der Lebensdauer das moralisch-psychische Moment einer tieferen Religiosität unverkennbar mitspricht. Religiosität bewirkt Ergebung, Ergebung macht gemütsruhig, und Heiterkeit des Gemüts erhält den Körper. Das Volk hat diese Erfahrung in das Sprichwort gefasst: „Die Heiligen altern nicht.“ —

Unter sich weichen die katholischen Länder — nach dem Promillesatze von Katholiken geordnet — wieder bedeutend voneinander ab. Posen steht am günstigsten, Schlesien am ungünstigsten.

Von 1000 Einwohnern sind katholisch	Gebiet	Auf 100 000 Einwohner Selbstmorde im Jahresdurchschnitt weiblich	männlich
932	Hohenzollern	3	35
750	Bayern	6	21
712	Rheinland	4	18
665	Posen	3	15
620	Baden	7	32
565	Elsass-Lothringen . .	5	22
532	Schlesien	9	40
515	Westfalen	3	17
500	Westpreussen . . .	6	22

An dem Gesamtbilde der vorliegenden Betrachtung des weiblichen Überschusses ändert das Ergebnis der Volkszählung vom 1. Dezember 1900 nichts. Allerdings ergibt sich wieder ein Rückgang der Überzahl des weiblichen Geschlechts. Am 1. Dezember 1900 betrug die Bevölkerung

weiblichen Geschlechts	28629931	oder 50,8 %	der Reichs-
männlichen „	27737247	„ 49,2 %	bevölkerung.
Plus des weibl. Geschl.	892684		

Gegen 1895 ist der Überschuss um rund 60000 (59278) zurückgegangen. Die Ursache dieser Abnahme dürfte aber schwerlich in Veränderung der Bevölkerungsbewegung zu suchen sein. Das Verhältnis der Geschlechter in der Geburts- und Sterbestatistik ist dasselbe geblieben. Wahrscheinlich sind 1900 die abwesenden Männer besser erfasst worden. So wurden allein auf deutschen Handelsschiffen in auswärtigen Häfen (mit Ausschluss der Kaiserlichen Marine) 55779 Männer ermittelt. Wohl aber zeigt die Statistik von 1900 (Bd. 1 S. 91) ein verändertes Bild von dem Anteil der Altersklassen an dem weiblichen Überschusse. In dem Jahrzehnt von 1890—1900 hat sich in den Altersklassen bis 40 Jahr der weibliche Überschuss um 19 auf Tausend, in den Altersklassen von 40—60 um 7 auf Tausend verringert; in der Altersklasse von 60 aufwärts dagegen ist er um 22 auf Tausend gestiegen. Die Abnahme des Überschusses fällt in das Alter von 16—60, das heisst in die Zeit, die der Erwerbstätigkeit und dem Eheberuf gehört, wie wir in dem nächsten Abschnitt hören werden. Mit Gewissheit dürfte diese Abnahme durch die wachsende Anteilnahme des weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit, insonderheit durch das Einströmen in die Industrie, zu erklären sein. Der ungesunden Fabrikarbeit und ihren direkt, oder indirekt durch Nervenerschöpfung, schädlichen Folgen ist der weibliche Körper nicht gewachsen, um so mehr, als er neben der Erwerbstätigkeit

noch durch die Mutterschaft belastet wird. Bis 40 Jahr ist die Abnahme des Überschusses am stärksten — bis 40 Jahr ist auch das Maximum des Anteils am Eheberuf erreicht. — Über den weiblichen Überschuss von der Altersgrenze 60 ab unterrichtet die folgende Aufstellung.

Die Altersklassen von 60 aufwärts nach dem Geschlecht am 1. Dezember 1900.

Altersklassen	männlich	weiblich
60—65	755837	890612
65—70	544800	655196
70—75	356589	446185
75—80	210793	267984
80—85	88271	115708
85—90	22455	32414
90—95	3306	5571
95—100	329	777
über 100	8	82

Die Steigerung um 22 von Tausend dürfte als Guthaben auf das Konto der Rentengesetzgebung kommen.

Was die Geschlechtsverteilung in anderen europäischen Ländern betrifft, so gibt die Volkszählung von 1900 darüber Auskunft. Nachstehende Tabelle zeigt den Frauenüberschuss nach seiner Höhe geordnet.

Staaten	Zählungs-jahr	Bevölkerung männliche	Bevölkerung weibliche	auf 100 männliche kamen weibliche
Ungarn . . .	1900	9582152	9672407	100,9
Russland . . .	1897	62464208	63162828	101,1
Belgien . . .	1900	3824989	3368821	101,3
Finnland . . .	1898	1304289	1332841	102,2
Frankreich . .	1896	18922651	19346360	102,2
Niederlande . .	1899	2520471	2583508	102,5
Irland	1901	2200040	2258735	102,7
Österreich . .	1900	12852693	13298015	103,5
Schweiz . . .	1900	1634814	1692522	103,5
Schweden . .	1900	2506436	2630005	104,9
Dänemark . .	1901	1193448	1256092	105,2
Schottland . .	1901	2178755	2298848	105,7
Spanien . . .	1900	8795564	9336911	106,2

Staaten	Zählungs-jahr	Bevölkerung männliche	Bevölkerung weibliche	auf 100 männliche kamen weibliche
Grossbritannien und Irland .	1901	20095523	21861430	106,3
England und Wales . . .	1901	15721728	16804847	106,9
Norwegen . .	1891	962911	1035006	107,5
Portugal . . .	1900	2597270	2831889	109

Die folgenden Staaten haben einen Männerüberschuss:

Staaten	Zählungs-jahr	Bevölkerung männliche	Bevölkerung weibliche	auf 100 männliche kamen weibliche
Griechenland .	1896	1266816	1166990	92,1
Luxemburg . .	1900	122002	114541	93,9
Serbien . . .	1895	1186594	1125890	94,9
Bulgarien . .	1888	1690626	1620087	95,8
Cypern . . .	1891	106888	102448	95,9
Rumänien . .	1889	2564935	2487407	96,4

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wiesen 1900 folgende Geschlechtsverteilung auf: 39059242 männliche, 37244145 weibliche Personen, auf 100 männliche kamen weibliche 95,4.

B. Der Altersaufbau des weiblichen Geschlechts.

Nachdem wir uns in vorstehendem mit dem weiblichen Überschusse beschäftigt haben, versuchen wir nun, ein Bild von dem Altersaufbau des weiblichen Geschlechtes in sich, vom männlichen gesondert, zu gewinnen. Zu diesem Zwecke fragen wir: Wie verhalten sich die Altersklassen in ihrer relativen Stärke zur Gesamtheit des Geschlechts? Mit andern Worten: Wenn wir statt der Gesamtheit des weiblichen Geschlechts die Zahl 100 setzen, welcher Prozentsatz entfällt auf jede Altersklasse? Die folgende Tabelle beantwortet die Frage.*) Die Zahlen sind der Gewerbestatistik entnommen, daher entspricht die Abgrenzung der Altersstufen dem Bedürfnis der Gewerbeordnung, die „Kinder“ unter 14 Jahren, „Jugendliche“ vom 14—16 und Erwachsene unterscheidet.

Der Altersaufbau in Verhältniszahlen.

Auf die Altersklasse entfallen von 100 weiblichen Personen:

unter 14	31,97
14—16	4,01
16—20	8,01
20—30	16,34
30—40	12,94
40—50	10,33
50—60	8,20
60—70	5,23
70—	2,97

Das Kindheitsalter — bis 14 Jahr — beansprucht fast ein Drittel der weiblichen Bevölkerung.

Die nächste Altersstufe umfasst nur zwei Lebensjahre, von 14—16. Deshalb wird der Prozentsatz ein

*) Die absoluten Zahlen sind bereits auf Seite 36 angegeben.

kleiner sein: $4,^{01}$. Wir sehen aber trotzdem, dass der Tod bereits seine Ernte gehalten hat, denn wenn die „Jugendlichen“ numerisch gleich sein sollten, so müssten sie $(14:2=7)$ den siebenten Teil von $31,^{97}=4,^{57}$ repräsentieren; statt dessen entfällt auf sie nur $4,^{01}$.

Die dritte Altersstufe umspannt 4 Lebensjahre, von 16—20. Ist sie entsprechend stark besetzt, wie die vorhergehende, so muss sie genau den doppelten Prozentsatz zeigen, nämlich $8,^{02}$, aber statt dessen entfallen auf sie nur $8,^{01}$. Mithin sind $0,^{01}$ zwischen 14 und 16 Jahren mit Tode abgegangen.

Die vierte Altersstufe von 20—30 umfasst ein Jahrzehnt. Entfiele auf sie der gleiche Anteil, so müsste sie einen $2\,^1/_2$ mal so grossen Prozentsatz zeigen wie die vorige Klasse, also rund 20. Statt dessen kommen auf sie nur $16,^{34}$. Rund vier Prozent sind mit Tode abgegangen.

Bei der fünften Altersstufe von 30—40 ist der Prozentsatz von 16 auf 12 gefallen; diese Klasse zeigt demnach wieder dieselbe starke Minderung um $4\,^0/_0$ wie die vorige Klasse. Man geht schwerlich fehl, wenn man in diesen hohen Verlustziffern der Altersklassen 20—40 den Tribut sieht, den die Mutterschaft verlangt. Diese Ansicht gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir sehen, dass in den beiden nächsten Jahrzehnten der Verlust nur halb so gross ist.

Auf die Altersklasse von 40—50 entfallen $10,^{33}\,^0/_0$. Der Verlust beträgt demnach weniger als $2\,^0/_0$.

Auf die Altersklasse von 50—60 entfallen $8,^{20}\,^0/_0$. Der Verlust beträgt $2\,^0/_0$.

Die Altersklasse von 60—70 dagegen zeigt wieder eine auf $3\,^0/_0$ gestiegene Sterblichkeit; der Bestand dieser Klasse ist $5,^{23}$ vom Hundert.

Auf die letzte Klasse, von 70 aufwärts, entfallen nur $2,^{97}$ der Gesamtheit. Die Besetzung dieser Klasse mit einer absoluten Zahl von 784550 bildet den eisernen

Bestand alter Frauen, deren zähe Langlebigkeit den alten Germanen Scheu einflösste, ja zur Zeit der Hexenverfolgungen diesen Ärmsten verhängnisvoll werden konnte.

Ziehen wir zur Vergleichung kurz den männlichen Altersaufbau heran.

Der Altersaufbau in Verhältniszahlen.

Auf die Altersklasse entfallen von 100 männlichen Personen.

unter 14	33,^{17}
14—16	4,^{16}
16—20	8,^{16}
20—30	16,^{64}
30—40	13,^{07}
40—50	10,^{00}
50—60	7,^{63}
60—70	4,^{65}
70—	2.^{52}

Der Vergleich ergibt, dass der prozentuale männliche vom weiblichen Altersaufbau verschieden ist. Das Kindheitsalter ist stärker besetzt: von 100 Personen männlichen Geschlechts entfallen auf die Kindheit (d. h. bis 14 Jahr) 33,^{17} im Gegensatz zu der prozentualen Verteilung des weiblichen Geschlechts, die in dieser Altersstufe nur 31,^{97} % beträgt. Die Basis des männlichen Altersaufbaus ist demnach breiter. Die Sterblichkeit bis zum jugendlichen Alter ist aber um 1 % grösser. Auf die Altersklasse der „Jugendlichen“ entfällt daher ein Prozentsatz, der sich dem weiblichen bis auf 0,^{15} nähert. Auf die Altersstufe von 16—20 entfällt wieder ein dem weiblichen Aufbau fast gleicher Prozentsatz, der nur um 0,^{15} abweicht. Dagegen entfällt auf die Altersklassen von 20—30 und 30—40 von der Gesamtheit des männlichen Geschlechts ein relativ zu seiner Gesamtsumme höherer Prozentsatz als beim weiblichen Geschlechte, das gerade in diesen Jahrzehnten stark gelichtet wird, wie wir sahen. Es darf nur hier nicht die absolute Zahl der Männer von 20—40 Jahren und die Verhältniszahl der Männer dieses Alters zur Gesamtzahl ihres Geschlechts

verwechselt werden. Absolut stehen 7719691 Frauen von 20—40 Jahren 7546293 Männern von 20—40 Jahren gegenüber, also ein Mehr von 173398 Frauen; betrachten wir das männliche Geschlecht aber gesondert, so haben diese Altersklassen von 20—40 einen höheren prozentualen Anteil an der Gesamtsumme, als dies der Fall ist in den entsprechenden Klassen bei dem weiblichen Aufbau, der in diesen Jahren der grössten Leistungsfähigkeit die stärkste Abgabe an den Tod entrichtet.

Der Umstand, dass die Altersklassen von 20—40 prozentual bei der männlichen Bevölkerung stark besetzt sind, lässt uns schon den Schluss ziehen, dass dafür der prozentuale Anteil der höheren Altersstufen geringer sein wird. Und so ist es. Während das weibliche Geschlecht nach dem 40. Jahre eine merklich verminderte Sterblichkeit aufweist, lichtet der Tod die Reihen der Männer in gleichmässigem Tempo. In jedem folgenden Jahrzehnt fehlen 3%.

Veranschaulichen wir uns den Altersaufbau jedes der beiden Geschlechter gesondert durch figürliche Linien, in Pyramiden-(Dreieck)form etwa, so zeigt sich, dass die männliche Pyramide unten breiter ist, gleichmässig-allmählich sich verjüngt und spitz ausläuft. Die weibliche ist unten weniger massig, dafür aber an der stumpfen Spitze breiter; die Verjüngung ist nicht gleichmässig, sondern zeigt eine starke Einziehung (Altersjahre 20—40).

Wollen wir die Pyramidenlinien durch zwei Dreiecke ersetzen, so können wir diese nicht auf dem Wege gewinnen, dass wir für beide Geschlechter eine quadrate Grundfläche annehmen und den teilenden Schnitt durch die Mitte führen. Dazu ist die Verschiedenheit zu gross. Die kongruenten Dreiecke würden sich nicht mit den Pyramiden decken.

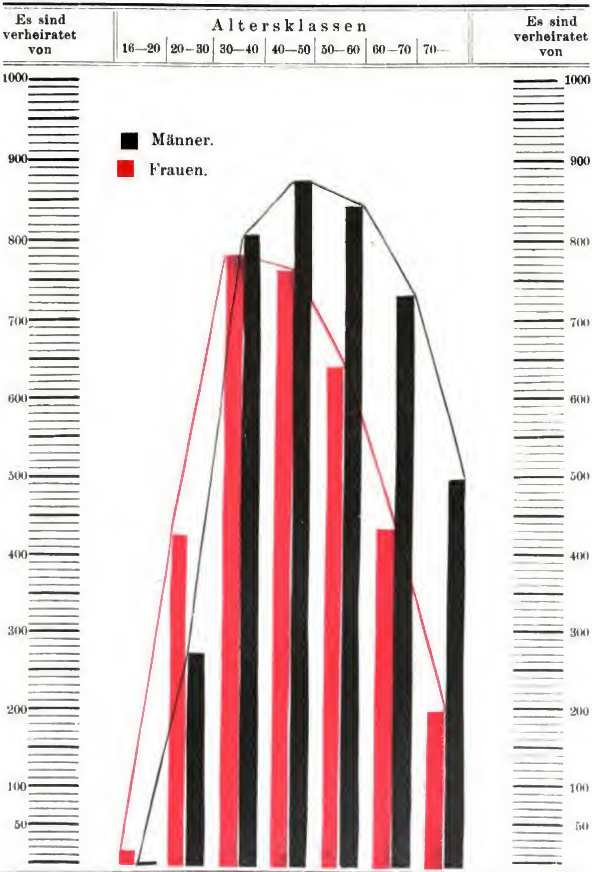
C. Der Anteil des weiblichen Geschlechts am Eheberuf.

Wir untersuchen jetzt, wie weit der Eheberuf das weibliche Geschlecht in Anspruch nimmt, wie weit ihm durch Verheiratung Lebensberuf geboten wird.

Zu diesem Zwecke scheiden die Altersstufen bis 16 Jahr aus. Wir beginnen mit den Sechzehnjährigen, d. h. mit dem gesetzmässigen Alter der Ehemündigkeit für weibliche Personen. Nach Abzug der noch nicht Ehemündigen bleiben 16 878 564 weibliche Personen über 16 Jahr. Ihnen stehen 15 923 973 männliche Personen über 16 gegenüber. Die Gegenüberstellung dieser Zahlen ist noch völlig nichtssagend, schon deshalb, weil die höchsten Altersstufen mit einbegriffen sind.

Diese höchsten Stufen sind aber für unsere gegenwärtige Untersuchung zunächst belanglos, da sie für die Eheschliessung nicht mehr in Frage kommen. Als obere Grenzen setzen wir das 50. Jahr. Die Stufen von 50 aufwärts scheiden zunächst hier aus. Damit verringert sich die Zahl der beiden Geschlechter um den Bestand der Altersklassen von 50 aufwärts, das weibliche Geschlecht mithin um 4 325 390, die Männer um 3 761 601, so dass sich nunmehr 12 553 174 Frauen und 12 162 372 Männer von 16—50 Jahren gegenüberstehen. Aber auch diese Gegenüberstellung ist praktisch noch unzulänglich, weil die Altersjahre für die Heiratsmöglichkeit bei Männern und Frauen von verschiedener Bedeutung sind. Die gesetzliche Ehemündigkeit des männlichen Geschlechts tritt erst mit 21 Jahren, die des weiblichen bereits mit

Tafel I: Das Heiratsalter der Geschlechter.



Altersklassen	16–20	20–30	30–40	40–50	50–60	60–70	70–	Altersklassen
In den bezeichneten Altersklassen sind vom Tausend verheiratet	2,6	272,6	800,4	871,9	842,6	782,8	498,6	= Männer
	20,6	425,7	784,1	766,1	638,8	487,2	208,6	= Frauen

16 Jahren ein. Wir müssen eben auch hier der Verschiedenheit der Geschlechter Rechnung tragen und von einer rein formalen Gegenüberstellung der Altersklassen absehen. Wie merklich die Geschlechtsverschiedenheit auf das Alter bei der Eheschliessung einwirkt, veranschaulicht die Darstellung auf Tafel I.

In jeder Altersklasse gibt ein roter und ein schwarzer Balken an, wieviel Männer und wieviel Frauen von je 1000 in der betreffenden Klasse verheiratet sind.

In der ersten Altersklasse sind von 1000 männlichen Personen nur $2,^{6}$ verheiratet (total 5395), von 1000 weiblichen bereits $20,^{6}$, also achtmal so viel (total 43 473 gegen 26 886 im Jahre 1882). Ein solcher Abstand wird nicht wieder erreicht. In der letzten Altersklasse über 70 finden wir den nächstgrössten Abstand und zwar diesmal im umgekehrten Verhältnisse, die Zahl der verheirateten Männer überwiegt, jedoch nicht um das Achtfache, sondern nur um das Doppelte.

In der zweiten Altersklasse überwiegt das weibliche Geschlecht noch um 153 Verheiratete von Tausend. Im Alter von 30—40 erreicht es bereits den höchsten Satz. Das männliche Geschlecht dagegen überholt in dieser Klasse zwar schon das weibliche um ein Geringes (16 von Tausend), erreicht aber erst in der Altersklasse von 40—50 den höchsten Satz an Verheirateten mit 871 von Tausend, während das weibliche in dieser Klasse bereits eine Abnahme von $18\,^0/_{00}$ zu verzeichnen hat. Um volle zehn Jahre später als das weibliche erreicht demnach das männliche Geschlecht den höchsten Promillesatz. Somit dürfte es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir das weibliche Heiratsalter von 16—50, das männliche von 20—60 abgrenzen. Heiratet in Wirklichkeit nur ein geringer Promillesatz der Mädchen in den vier ersten Altersjahren der Ehemündigkeit, so trifft dasselbe zu bei den Männern in den vier letzten Jahren von 56—60. Bei dieser angenommenen Abgrenzung stehen 12 553 174 weib-

liche Personen von 16—50 Jahren 12 025 554 männlichen von 20—60 Jahren gegenüber. Das Mehr der weiblichen Personen beträgt etwas über eine halbe Million: 527 620. Dieser Überschuss erklärt sich daraus, dass wir die Heiratsgrenze für das weibliche Geschlecht nach unten, für das männliche nach oben hinausrückten, denn die vier nach unten mitgefassten Altersjahre sind stärker besetzt als die zehn, die wir dem männlichen Geschlecht nach oben zugaben.

Diesem Überschuss dürfen wir für die soziale Lage des weiblichen Geschlechts keine zu grosse Bedeutung beilegen. Er bildet vielmehr einen unentbehrlichen Bestand des Gesellschaftshaushaltes. Ja, er könnte nicht einmal genügen. Wenn tatsächlich die 12 025 554 weiblichen Personen, die in derselben Anzahl Männer ihr numerisches Gleichgewicht finden, alle heirateten, so wäre nicht abzusehen, wie wir das Bedürfnis nach weiblichen Händen im Gesellschaftshaushalte decken sollten. Wir haben allein 1 313 957 weibliche Dienstboten und 176 648 weibliche Personen in der Gruppe: Öffentlicher Dienst und freie Berufe (Lehrerinnen, Ordensschwestern, Diakonissinnen, Waisenmütter).

In Wirklichkeit liegt die Sache denn auch anders. Schon der Tabelle, die uns die Altersverschiedenheit bei der Eheschliessung darstellte, konnten wir entnehmen, dass, wenn in jeder Altersklasse nur ein bestimmter Satz von 1000 verheiratet ist, der Rest unverheiratet sein muss. In Wirklichkeit haben wir denn auch nicht 527 620 ledige weibliche Personen von 16—50, sondern 5 461 213 und dazu 513 487 Witwen. Sehen wir nun zu, wie sich die weibliche ehemündige Bevölkerung von 16—50 Jahr von absolut 12 553 174 auf Verheiratete, Ledige und Witwen verteilt.*)

*) Unter die Witwen sind die Geschiedenen, getrennt Lebenden, Eheverlassenen einbegriffen. Das hier in die Wag-

Hier wird nun der Einwand erhoben werden, dass die Altersgrenze zu tief nach unten gezogen sei; in der Klasse von 16—20 könne man noch kaum von „Ledigen“ im Gegensatze zu Verheirateten sprechen, weil die Ehe in diesem Alter zu den Ausnahmen gehöre — von 1000 Mädchen heiraten nur 20.

Um zu einer unbeanstandeten Zahl zu gelangen, sehen wir zunächst von der Klasse der 16—20jährigen ab. Sie zählt 2 112 819. Ziehen wir diesen Bestand von der Totalsumme des heiratsfähigen Alters von 16 bis 50 ab: 12 553 174 — 2 112 819 = 10 440 355.

Auf diese Zahl von 10 440 355, den Bestand des eigentlichen Heiratsalters von 20—50 Jahr, beschränken wir jetzt unsere Aufmerksamkeit. Wir teilen den Bestand dieser Altersstufen nach Jahrzehnten in drei Klassen und betrachten jedes Jahrzehnt gesondert.

Altersjahre	Total	Davon sind		%
20—30	4 307 300	1 833 503	verheiratet .	$42^1/_2$
		2 439 290	ledig	$56^1/_2$
		34 507	verwitwet . .	1

Über die Hälfte der Gesamtzahl dieser Klasse: $56^1/_2$ % ist noch ledig. Die Zahl der Witwen ist verschwindend.

Sehen wir, ob das folgende Jahrzehnt ein günstigeres Bild von der Zahl der Eheschliessungen gibt.

Altersjahre	Total	Davon sind		%
30—40	3 412 891	2 636 814	verheiratet .	$77^1/_4$
		631 729	ledig . . .	$18^1/_2$
		144 348	verwitwet . .	$4^1/_4$

In dieser Altersklasse ist das Verhältnis zugunsten der Ehe verschoben und zwar so durchgreifend, dass nur $18^1/_2$ % der Totalsumme ledig sind, während $77^1/_4$ % verheiratet sind. Wir sehen, dass in der Mehrzahl in Deutschland das mittlere Heiratsalter bevorzugt wird.

schale fallende Kriterium ist die Abwesenheit eines ehelichen Versorgers.

Zu den Ledigen gesellen sich aber die Witwen, die in diesem Jahrzehnt von 1 % der vorigen Altersklasse auf $4^{1}/_{4}$ % gestiegen sind, so dass die Zahl der nicht Eheversorgten (Ledige und Witwen) immerhin $22^{3}/_{4}$ % beträgt. —

Altersjahre	Total	Davon sind		%
40—50	2 720 664	2 065 184	verheiratet	76
		322 217	ledig	$11^{3}/_{4}$
		333 263	verwitwet	$12^{1}/_{4}$

Die Klasse der Verheirateten und die Klasse der Ledigen sind beide zurückgegangen, die Zahl der Witwen hat sich fast verdreifacht. Im ganzen sind in diesem Jahrzehnt rund drei Viertel (76 %) eheversorgt, rund ein Viertel aber (24 %) ist auf sich gestellt. Zum ersten Male überwiegen die Witwen die Ledigen.

Lassen wir das Ergebnis nun noch einmal an uns vorübergehen, und zwar in Verhältniszahlen.

In dem Jahrzent 20—30 überwiegen die Ledigen um 14 %, mit den Witwen zusammen um 15 %.

Von 30—40 umgekehrt überwiegen die Verheirateten die Ledigen und Witwen um 55 %. Diese Klasse von 30—40 ist die günstigste für die Eheziffer, sie bedeutet den Höhepunkt, von dem es wieder abwärts geht.

Die nächste Klasse von 40—50 bringt bereits eine Minderung des Prozentsatzes der Verheirateten um $1^{1}/_{4}$. Der Prozentsatz der Ledigen erreicht hier zwar seinen Tiefstand, da wir hier nur $11^{3}/_{4}$ % (absolut 322 217) weibliche Personen haben, die keine Ehe geschlossen haben. Ihre Zahl wird aber durch eine starke, im Vergleich zur vorigen Klasse absolut 8 % betragende Zunahme der Witwen vergrössert, die hier $12^{1}/_{4}$ % der Gesamtzahl ausmachen (gegen $4^{1}/_{4}$ % der vorigen Klasse), so dass diese Klasse ihr charakteristisches Gepräge durch das Übergewicht der Witwen über die Ledigen erhält.

Rund 10 000 Witwen mehr als Ledige zählt die Altersstufe von 40—50.

In Worten lässt sich das Ergebnis kurz so zeichnen:

Im ersten Jahrzehnt bilden die Ledigen die grössere Hälfte.

Im zweiten Jahrzehnt bilden die Verheirateten drei Viertel, die Ehelosen ein Viertel der Gesamtsumme. Unter den Ehelosen überwiegen die Ledigen die Witwen.

Das dritte Jahrzehnt bietet dasselbe Bild wie das zweite, aber mit dem bedeutsamen Unterschiede, dass jetzt die Witwen die Ledigen überwiegen.

Fassen wir die drei Jahrzehnte zusammen, so ergibt sich folgendes Bild der heiratsfähigen weiblichen Bevölkerung von 20—50 Jahren.

Altersklasse	Total	Davon sind	%
20—50	10 440 855	6 535 001 verheiratet . .	62,60
		3 398 286 ledig	32,50
		512 118 verwitwet . .	4,90

Die Zahl der Verheirateten ist doppelt so gross wie die der Ledigen, aber trotz dieser günstigen Lage haben wir doch noch absolut

3 905 354

ehelose weibliche Personen von 20—50 Jahr, sei es als Ledige, sei es als Witwen. Die Zahl ist so gross, dass sie der weiblichen Bevölkerung des ganzen Königreichs Bayern und der Provinz Westpreussen gleichkommt. —

Wir haben nun aber auch die Altersstufe 16—20, die wir anfangs ausschieden, mit den eben aufgestellten Zahlen in Verbindung zu setzen. In dieser Altersklasse verteilt sich der Bestand von 2112819 nach dem Familienstand folgendermassen:

Altersklasse	Total	davon sind	%
16—20	2112819	43478 verheiratet . .	2,06
		2067977 ledig	97,88
		1369 verwitwet . .	0,06

Diese Klasse bildet mit ihrem Prozentsatze von 97 Ledigen einen so starken Gegensatz zu dem Jahrzehnt von 30—40 mit 77 % Verheirateten, dass eine trennende Unterscheidung ein Bedürfnis wird. Ähnlich dagegen ist die Klasse von 16—20 in ihrem Familienstande dem Jahrzehnt von 20—30, wo die Ledigen noch mit 56 ½ % überwiegen. Vollziehen wir deshalb die Trennung so, dass wir die beiden Klassen von 16—20 und 20—30 als das frühe Heiratsalter zusammenfassen und sie den beiden Jahrzehnten von 30—50, als dem späten Heiratsalter, gegenüberstellen. Das ergibt folgendes Bild:

Altersstufe	Total	davon sind		%
16—30	6 420 119	1 877 027	verheiratet .	29,24
		4 508 585	ledig . . .	70,22
		34 507	verw.. . .	0,54
30—50	6 138 055	4 759 825	verheiratet .	77,61
		908 291	ledig . . .	14,73
		469 939	verw.. . .	7,66

Der Eindruck der Verhältniszahlen ist*) leicht in Worte zu fassen. In dem frühen Heiratsalter überwiegen die Ledigen, im späten die Verheirateten und zwar annähernd im umgekehrten Verhältnisse; sie tauschen die Rollen. —

Nun fehlt zu dem Gesamtbilde der erwachsenen weiblichen Bevölkerung noch das Alter von 50 aufwärts. Ihm wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr zu.

In diesem Alter haben wir einen Gesamtbestand von 4325390 weiblichen Personen, der sich folgendermassen gliedert:

Altersjahre	Total	davon sind		%
50 u. darüber	4325390	2147280	verheiratet .	49,64
		478977	ledig	10,96
		1704133	verwitwet . .	39,40

In diesem Alter bildet die Eheschliessung für das weibliche Geschlecht eine Ausnahme. Es ist daher kein

*) Mit Weglassung des Bruchteils.

voreiliger Schluss, wenn wir annehmen, dass die hier aufgeführten rund 11 % Ledigen ledig bleiben. Von 100 weiblichen Personen, die das 50. Lebensjahr erreicht haben, haben demnach 89 die Ehe geschlossen. Daneben haben wir einen Prozentsatz von rund 11 weiblichen Personen, die zeitlebens ohne ehelichen Versorger sind. Von der Altersstufe 50 ab beträgt ihre Zahl 473977. Diese Zahl wird aber fast um das Vierfache durch die Zahl derjenigen überholt, die zwar in die Klasse der Verheirateten eingetreten waren, aber den Versorger verloren und als Witwen auf sich selbst gestellt sind. Neben $10,^{96}$ % Ledigen haben wir $39,^{40}$ % Witwen, zusammen $50,^{36}$ % Ehelose. Die grössere Hälfte des weiblichen Geschlechts ist mithin ab 50 Jahr im reiferen und späten Alter auf sich gestellt; 2147280 Verheirateten stehen 2178110 Ehelose gegenüber.

Allgemeine Kenntnis und Würdigung dieses Umstandes würden zum Wohle des weiblichen Geschlechts dahin führen, dass der Altersversicherung und der Witwenversorgung, die von der Waisenfürsorge unzertrennlich ist, die grösste Aufmerksamkeit gewidmet würde, sowohl von seiten der Behörden wie auch von Vereinigungen aller Art und von der Familie.*) Mit gutem Beispiele sind die Lehrerinnen vorangegangen: sie haben ihre eigene Pensionsanstalt.

Es dürfte zu erwägen sein, ob nicht die Altersversicherung tatsächlich zu einer solchen und zugleich zu einer Witwenversorgung gemacht werden könnte, indem man den weiblichen Versicherten nicht bei ihrer Eheschliessung, sondern erst mit 50 Jahren die Hälfte ihrer Einlagen (verzinst) zurückerstattete. Die Betreffenden

*) Der Reichstagsabgeordnete Trimborn machte gelegentlich der Verhandlungen über den Zolltarif den Vorschlag, den Ertrag des erhöhten Zolltarifs für die Witwen- und Waisenversorgung zu verwenden.

würden dadurch möglicherweise angeregt, auch in der Ehe weiter zu „kleben“.

Nehmen wir nun das Bild des Heiratsalters von 16—50 wieder auf und fügen wir ihm dasjenige der Stufen von 50 aufwärts an (unter Weglassung der Bruchteile).

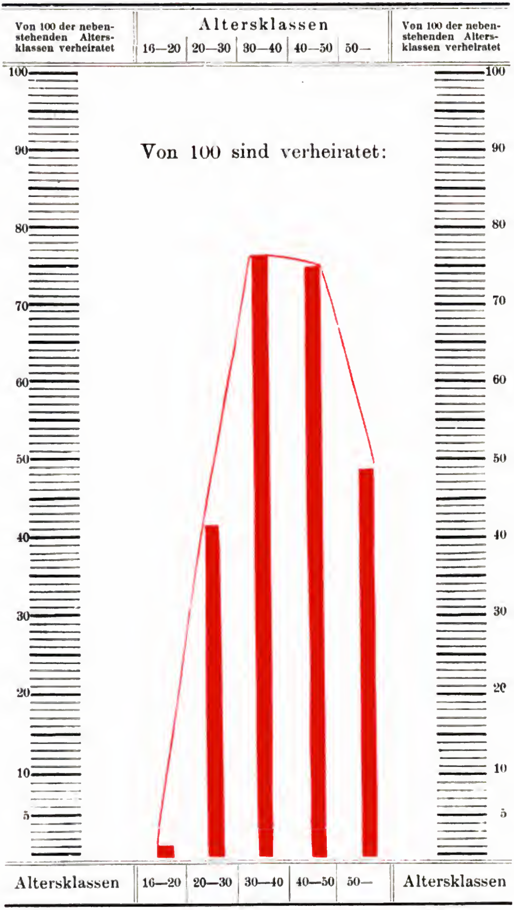
Alter 16—30	30—50	50 aufwärts.
Verheiratet 29 %	Verheiratet 77 %	Verheiratet 49 %
Ehelos . . . 70 %	Ehelos . . . 22 %	Ehelos . . . 50 %

In der ersten Altersklasse bis 30 Jahr beträgt der Prozentsatz der Verheirateten ein Viertel des Gesamtbestandes, in der zweiten drei Viertel, in der letzten die Hälfte. Umgekehrt steht es mit den Ehelosen. In der ersten Klasse sind drei Viertel ehelos, von 30—50 ein Viertel, von 50 ab die grössere Hälfte. Es ergibt sich somit der Tatbestand, dass zwar über drei Viertel der gesamten weiblichen Bevölkerung die Ehe schliessen, dass *dieser Beruf aber nur in den Altersstufen von 30—50 faktisch die Mehrzahl der weiblichen Bevölkerung in Anspruch nimmt.* Von 16—30 Jahre und von 50 aufwärts ist die Mehrzahl ohne ehelichen Versorger, in der ersten Periode als Ledige, in der letzten als Witwen. Zwischen diesen Altersgrenzen erheben sich die dem Eheberuf gewidmeten beiden Jahrzehnte, so dass der Eindruck des Ansteigens und Abnehmens, der Eindruck einer Kurve, entsteht. Das Diagramm auf Tafel II sucht sie zu veranschaulichen. Dieselbe Kurve im Verhältnis zu den Ehelosen veranschaulicht das Diagramm auf Tafel III.

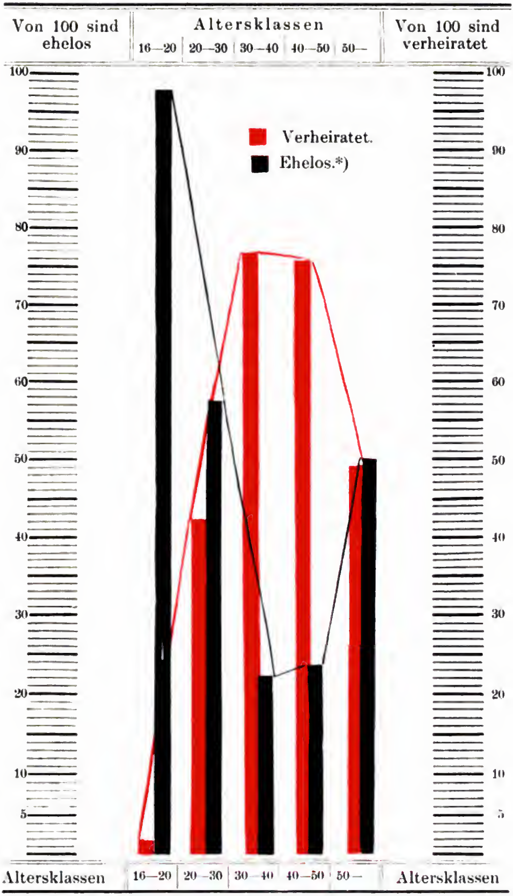
Die Betrachtung dieses Diagramms fördert als Endergebnis der Untersuchung folgende Einsicht:

Die Frage, ob tatsächlich die Ehe der Hauptberuf der Frau im Deutschen Reiche ist, lässt sich in dieser Fragestellung weder mit ja noch mit nein, sondern nur mit einem bedingungsweisen Ja beantworten. Die Mehrzahl der Frauen gelangt zwar tatsächlich zur Ehe, aber

Tafel II: Heiratskurve des weibl. Geschlechts.



Tafel III: Verheiratete u. Ehelose des weibl. Geschlechts.



*) Ledig, verw., geschieden.

als ein Beruf auf Lebenszeit kann die Ehe trotzdem doch nur für die Hälfte der Frauenwelt in Betracht kommen. —

Nachstehende Aufstellung gibt die Zahlen über Familienstand und Alter der gesamten ehemündigen weiblichen Bevölkerung im Deutschen Reiche. Wir lesen von ihr ab, dass die Zahl der ledigen Ehemündigen 5935190 beträgt, die der Witwen 2217620, Summa 8152810. Diesen ohne ehelichen Versorger Lebenden stehen 8725754 Verheiratete gegenüber.

Familienstand
der ehemündigen weiblichen Bevölkerung im Deutschen Reiche.

Altersjahre	Zahl der weiblichen Personen	Familienstand verheiratet	ledig	verwitwet	Jede Klasse in Verhältniszahlen verh.	led.	verw.
16—20	2112819	43473	2067977	1369	2,06	97,88	0,06
20—30	4307300	1833503	2439290	34507	42½	56½	1
30—40	3412891	2636814	631729	144348	77¼	18½	4¼
40—50	2720664	2065184	322217	333263	76	11¾	12¼
50—	4325390	2147280	473977	1704133	49,64	10,96	39,40
16—	16878564	8725754	5935190	2217620	52,05	34,87	13,08

Eine wichtige Frage ist nun, ob dieses Ergebnis als ein zuverlässiges Bild der Lage der deutschen Frauenwelt an der Wende des 19. Jahrhunderts angesehen werden kann, und zweitens, ob es als konstant gelten darf.

Da bei der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 keine Umstände vorlagen, die technisch an der richtigen Erfassung der weiblichen Bevölkerung bei dieser Momentaufnahme zweifeln lassen könnten, da auch keine politischen und wirtschaftlichen Umstände dem Zählungsjahr ein besonderes Gepräge verliehen haben, so dürfen wir das Ergebnis der Zählung als ein solches betrachten,

aus dem wir ein zuverlässiges Bild von der Lage des weiblichen Geschlechts gewinnen. Was die andere Frage anbetrifft, ob das Bild als konstant gelten darf, so müssen wir uns das Bild des Stromes wieder vergegenwärtigen und nun untersuchen, ob bedeutsame Umstände vorhanden sind, die eine Veränderung für die Zukunft befürchten lassen. Hat die Untersuchung ein negatives Ergebnis, so können wir die Zahlen der vorstehenden Tabelle als konstant betrachten.

Das deutsche Volk bewegt sich in aufsteigender Linie. Die Geburten überwiegen die Sterbefälle. Das Mehr der Geburten betrug

Jahr	Prozent
1897	14,7
1898	15,6
1899	14,4
1900	18,6

Neben diesem Überschuss wird die Bevölkerungszunahme auch durch andere Umstände begünstigt. Die Auswanderung ist gering. Die Krankenversicherung wird manches junge Leben erhalten, ebenso die entwickelte Wohlfahrtspflege. Der Kampf gegen den Missbrauch des Alkohols, gegen die Tuberkulose, gegen die Unsittlichkeit, gegen die Ausbeutung der Kinder und Mütter, die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Hygiene im Städtewesen und die Fortschritte auf medizinischem Gebiete sind ebensoviele Faktoren zur Förderung der Volksgesundheit und Volkskraft. Und sie wirken mit Erfolg. Die Bevölkerungszunahme hat zwischen den beiden Berufszählungen von 1882 und 1895 für das weibliche Geschlecht absolut ein Mehr von 3289759 ergeben. Davon entfallen auf das heiratsfähige Alter:

20—30	646404
30—40	405276
40—50	279088
20—50	1330768

In wachsender Anzahl also tritt das weibliche Geschlecht in das heiratsfähige Alter ein. Steigt der Promillesatz der Eheschliessungen nicht, so muss die Zahl der Ledigen von Jahr zu Jahr sich vermehren. Nur ein stets steigender Promillesatz der Eheschliessungen würde bewirken, dass die Zunahme von der Klasse der Verheirateten aufgesogen würde und die Zahl der Ledigen konstant bliebe. Sehen wir zu, ob die Zahl der Eheschliessungen entsprechend zunimmt. Die folgende Aufstellung gibt darüber Aufschluss.

Jahr	Auf 1000 Einwohner kommen Eheschliessung.	Jahr	Auf 1000 Einwohner kommen Eheschliessung.	Jahr	Auf 1000 Einwohner kommen Eheschliessung.
1868	$8,^{9}$	1879	$7,^{5}$	1890	$8,^{0}$
1869	$9,^{5}$	1880	$7,^{5}$	1891	$8,^{0}$
1870	$7,^{7}$	1881	$7,^{5}$	1892	$7,^{9}$
1871	$8,^{2}$	1882	$7,^{7}$	1893	$7,^{9}$
1872	$10,^{3}$	1883	$7,^{7}$	1894	$7,^{9}$
1873	$10,^{0}$	1884	$7,^{8}$	1895	$8,^{0}$
1874	$9,^{5}$	1885	$7,^{9}$	1896	$8,^{2}$
1875	$9,^{1}$	1886	$7,^{9}$	1897	$8,^{4}$
1876	$8,^{5}$	1887	$7,^{8}$	1898	$8,^{4}$
1877	$8,^{0}$	1888	$7,^{8}$	1899	$8,^{6}$
1878	$7,^{7}$	1889	$8,^{0}$	1900	$8,^{5}$

Wir sehen, der Promillesatz schwankt zwischen 7 und 8. Nur in den ersten Jahren nach dem Kriege schnellte er empor, um innerhalb vier Jahren wieder auf den früheren Stand zurück zu sinken. Von 1882 bis 1895 stieg die Zunahme der Eheschliessungen von $7,^{7}$ auf $8,^{0}$, also um $0,^{3}$, auf 1000 Einwohner. Diese Zunahme ist so klein, dass wir zu der Vermutung kommen, sie bewältige die Zunahme der Bevölkerung nicht. Eine genaue Vorstellung gewinnen wir aber nicht, da sich der Promillesatz auf 1000 „Einwohner“ und nicht auf 1000 ehemündige Personen bezieht. Wir können aber an der Hand der Angaben des statist. Jahrbuchs von 1902 genauere Zahlen gewinnen. Seite 11 des genannten Jahr-

buchbandes gibt die absoluten Zahlen der Eheschliessungen von 1882 bis 1895. Da wir für eben diese 12 Jahre die Zunahme der ehemündigen weiblichen Bevölkerung kennen, so können wir feststellen, ob in diesem Zeitraum die Zunahme an ehemündiger weiblicher Bevölkerung in die Klasse der Verheirateten eingerückt ist oder nicht. Im Jahre 1882 betrug die Zahl der Eheschliessungen 350457. Diese Zahl konstant genommen, würde in 12 Jahren die Summe von 4205484 Eheschliessungen ergeben. Was darüber ist, ist die Zunahme an Eheschliessungen. Nun betrug die Gesamtzahl der Eheschliessungen in den 12 Jahren nicht 4205484 sondern 4596021, mithin ergibt sich eine Zunahme von 390537. Dieser Zunahme an Eheschliessungen steht nun aber eine absolute Zunahme an weiblichen Ehemündigen von 1330763 gegenüber. Hätte das prozentuale Verhältnis der ledigen Ehemündigen zu den Verheirateten dasselbe bleiben sollen wie im Jahre 1882, so hätte die Zunahme der Eheschliessungen nicht 390537 sondern 1330763 betragen müssen. Da sie nur 390537 betrug, so sind von der absoluten Zunahme der Ehemündigen nur 390537 in die Klasse der Verheirateten eingerückt, **940226** aber ledig geblieben. In 12 Jahren wurde die Zahl der Ledigen einzig aus der Zunahme der Bevölkerung heraus (also von der konstanten vorhandenen Zahl abgesehen) um 940000 vermehrt, d. h. um so viel, wie die ganze w. Bevölkerung Badens ausmacht.

Die Verschiebung des Verhältnisses zwischen Verheirateten und Unverheirateten kommt zum Ausdruck in der vergleichenden Aufstellung auf Seite 158 im ersten Teil der Berufszählung von 1895.

Weibliche Personen	1882	1895
Verheiratet	33^{46} %	33^{32} %
Nicht verheiratet . . .	66^{54} %	66^{68} %

Wir sehen, der Prozentsatz der Verheirateten hat ab-, der der Unverheirateten zugenommen. Wenn der

Text zu dieser Aufstellung bemerkt, „die Differenz sei nicht der Rede wert und könne auf Zählungsfehlern beruhen,“ — so dürfte man mit grösserer Wahrscheinlichkeit schliessen, dass ein Rechenfehler im umgekehrten Sinne vorliegt, und die Differenz in Wirklichkeit grösser ist, als sie hier erscheint. Jedenfalls ist sie der allergrössten Beachtung wert. Die Annahme erscheint nicht unwahrscheinlich, dass das Bild von der Lage des weiblichen Geschlechts, wie die Berufszählung von 1895 es darstellt, kein konstantes ist, sondern dass vielmehr Grund zu der Befürchtung vorliegt, die Zahl der Ledigen, auf Selbständigkeit Angewiesenen, werde sich nicht nur absolut, der Bevölkerungszunahme entsprechend, sondern auch prozentual auf Kosten des Prozentsatzes der Verheirateten vermehren und dadurch die Lage des weiblichen Geschlechts immer schwieriger gestalten.

D. Der Anteil des ehemündigen weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit.

Bisher haben wir die Möglichkeit der tatsächlichen Häufigkeit der Versorgung des weiblichen Geschlechts mit Unterhalt und Lebensinhalt durch die Ehe untersucht. Jetzt fragen wir nach der erwerbenden Tätigkeit des weiblichen Geschlechts. Es handelt sich dabei nicht um einen volks- sondern privatwirtschaftlichen Gesichtspunkt, nicht um die Frage, welchen Anteil das weibliche Geschlecht an der produktiven Arbeit der Nation hat, sondern wie es satt wird, wie es seinen Lebensunterhalt und auch Lebensinhalt gewinnt. Als erwerbstätig werden deshalb hier alle die gezählt, die durch ihren **Hauptberuf** Geld verdienen, deren Haupttätigkeit die Mittel zu ihrem Unterhalt verschafft. Dass die häuslichen Dienstboten in diesem Sinne zu den Erwerbstätigen gehören, ist selbstverständlich, sie sind daher durchgehends unter den Erwerbstätigen mitverstanden. Nebenerwerb ist nicht berücksichtigt.

Aus dem vorigen Kapitel haben wir den Eindruck mit hinweg genommen, dass die Ehe nur während zweier Jahrzehnte das weibliche Geschlecht zu drei Vierteln in Anspruch nimmt, dass bis zum 30. Jahre beinahe drei Viertel (70 %) ledig sind, und dass vom 50. Jahre ab wieder die Hälfte ehelos ist. Wir werden sehen, ob sich dieser Eindruck einer Kurve in der Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts widerspiegelt, d. h. ob sich ein Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Eheschliessung und der Erwerbstätigkeit erkennen lässt.

Wir haben im ganzen 6 578 350 weibliche erwerbstätige Personen, einbegriffen Dienstboten. Das heisst, ein Viertel der weiblichen Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches ist hauptberuflich erwerbstätig (24,96 %). Diese Gruppe der Erwerbstätigen gliedert sich nach dem Familienstande so:

Ledig	bis 16 Jahr	605 113
	ehemündig	8 940 711
Verheiratet		1 057 595
Verwitwet		974 931
		6 578 350

Das Verhältnis dieser drei Familienstandsgruppen zu den entsprechenden Gruppen der ehemündigen weiblichen Gesamtheit zeichnet die folgende Aufstellung:

		%
Verheiratet überhaupt . .	8 784 508	
davon erwerbstätig . . .	1 057 595	12,04
Witwen überhaupt . . .	2 208 579	
davon erwerbstätig . . .	974 931	44,14
Ledige überhaupt . . .	5 885 853	
davon erwerbstätig . . .	3 940 711	66,95

Wir beschränken unsere Aufmerksamkeit auf die Erwerbstätigen.

Im Anschlusse an die Einteilung des vorigen Abschnittes scheidet für uns die noch nicht ehemündige Bevölkerung mit 605 113 aus. Nach Abzug dieser Altersklassen bleiben uns 5 973 237 ehemündige weibliche Personen, die eine Erwerbstätigkeit ausüben. Wir betrachten sie nach Altersklassen im Anschlusse an die Gliederung des vorigen Abschnittes.

Die Altersjahre von 16—20 geben folgendes Bild:

Altersklasse 16—20		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	1 400 216	66,27
Nicht hauptberuflich erwerbende Angehörige und beruflos Selbständige	712 603	33,73
	2 112 819	100

In diesem frühen Alter leben rund 66 %, zwei Drittel der weiblichen Bevölkerung, von eigenem Erwerb, nur ein Drittel wird von der Familie erhalten oder lebt vom eigenen Vermögen oder Rentenbezug. Von jedem Hundert dieser jugendlichen Altersklasse erhalten mithin 66 Personen sich selbst und nur rund 33 sind versorgt. Von diesen 33 Versorgten vom Hundert sind je 32 Angehörige und 1 Person beruflos selbständig. In genauen Zahlen:

Altersklasse 16—20		%
Angehörige	681 384	32,26
Beruflos Selbständige . .	31 219	1,47
	712 608	33,73

Wo die 1 400 216 Erwerbstätigen ihr Brot suchen, sagt die folgende Aufstellung:

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit*)	Freie Berufe**)	Dienstboten	Summa
16—20	528 812	329 221	99 529	28 707	12 177	401 770	1 400 216

Landwirtschaft, Dienstbotenberuf und Industrie nähren die meisten weiblichen Arbeiter; den geringsten Zuspruch findet in dieser Altersklasse der Stand der freien Berufe und der Lohnarbeit wechselnder Art. Für diese letzte Arbeit fehlt noch Übung und Erfahrung, für die „freien Berufe“ Vorbildung und Reife.

Die folgende Altersklasse von 20—30 hatte uns in dem vorhergehenden Kapitel ein verändertes Bild von der Heiratshäufigkeit gezeigt. Während von 16—20

*) Lohnarbeit wechselnder Art von weiblichen Personen, die nicht im Hause der Herrschaft leben, Aufwarte-, Putzfrauen, Ausgängerinnen.

**) Freie Berufe und öffentlicher Dienst: Anstalts-Aufseherinnen, Personen in Anstalten für religiöse Zwecke, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Ärztinnen, Hebammen, Krankenpflegerinnen, Sekretärinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen.

Jahren rund 20 Mädchen von 1000 heiraten, heiraten von 20—30 rund 425 von Tausend.

Durch Verheiratung scheidet aber immer eine Anzahl der weiblichen Erwerbstätigen aus dieser Bevölkerungsgruppe aus und geht zur Gruppe der nicht hauptberuflich erwerbenden Familienangehörigen über. Es ist demnach anzunehmen, dass in der Altersklasse von 20—30 der Prozentsatz der Erwerbstätigen zugunsten der Angehörigen abnimmt. Dass diese Annahme zutrifft, zeigt die folgende Aufstellung:

Altersklase 20—30		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	1 978 439	45,93
Angehörige und beruflos Selbständige	2 828 861	54,07
	4 807 800	100

Der Prozentsatz der Erwerbstätigen ist von rund 66 auf 45 % zurückgegangen, die der Angehörigen entsprechend gestiegen. In dieser Altersklasse sind also nur noch 45 von 100 Personen hauptberuflich erwerbstätig, die grössere Hälfte des Bestandes zählt zu den Versorgten. Der Eheberuf macht seine Forderungen geltend. Dass er jedoch die Erwerbstätigkeit im Hauptberufe keineswegs ausschliesst, wird die Statistik uns später sagen, immerhin pflegt die Eheschliessung zunächst ein Aufgeben der Erwerbstätigkeit im Hauptberuf zur Folge zu haben, und somit den Übergang aus der Gruppe der Erwerbstätigen in die der nicht beruflich erwerbenden Angehörigen zu bewirken.

Die Erwerbstätigen dieser Altersklasse verteilen sich so:

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
16—20	528 812	329 221	99 529	28 707	12 177	401 770	1 400 216
20—30	710 519	494 930	159 901	47 141	57 377	508 571	1 978 439

Wie in der vorigen Altersklasse nähren Landwirtschaft, Dienstbotenberuf und Industrie absolut die meisten weiblichen Arbeiter. Den verhältnismässig stärksten Zuwachs aber hat die Klasse der freien Berufe und des öffentlichen Dienstes, die ihren Bestand nahezu verfünffacht hat. —

Die Altersklasse 30—40 wies in bezug auf die Heiratshäufigkeit eine bedeutende Steigerung auf. Nur 18½ % sind ledig, die anderen verheiratet oder verheiratet gewesen. Der Prozentsatz der Witwen beträgt noch nicht 5. Diese Klasse bedeutet den Höhepunkt des Anteils am Eheberuf für das weibliche Geschlecht. Dementsprechend wird die Erwerbstätigkeit hier ihr Minimum erreichen.

Das Zahlenbild der Altersklasse soll uns bezeugen, dass diese Annahme zutrifft.

Altersklasse 30—40		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	816 453	23,92
Angehörige oder beruflos Selbständige . . .	2 595 938	76,08
	3 412 391	100

Der Prozentsatz der Erwerbstätigen ist von 45 auf 23 gesunken, der der Angehörigen um dieselbe Zahl gestiegen. Von 100 weiblichen Personen dieses Alters verdienen mithin nur rund 23 in Geld ihren Lebensunterhalt, rund 76 werden versorgt.

Die Erwerbstätigen dieser Altersklasse verteilen sich wie folgt:

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
20—30	710 519	494 930	159 901	47 141	57 377	508 571	1 978 439
30—40	332 364	222 751	84 224	31 677	43 666	101 771	816 453

Der Vergleich mit der vorhergehenden Klasse ergibt, dass der Dienstbotenberuf die stärkste Einbusse erlitten

hat, rund vier Fünftel (406 800) haben ihm den Rücken gekehrt. Wir gehen schwerlich in der Annahme fehl, dass die 406 800 weiblichen Dienstboten zunächst durch Heirat in die Gruppe der Angehörigen eingetreten sind. Dieser Umstand erklärt sich einerseits daraus, dass die weiblichen Dienstboten infolge ihrer häuslichen Tüchtigkeit besonders begehrte Heiratskandidatinnen sind, andererseits, dass die Eheschliessung die Dienstboten in der Regel zwingt, ihren Beruf aufzugeben. Ein Dienstmädchen, das sich verheiratet, bleibt im allgemeinen nicht im Hause der Herrschaft.

Die Landwirtschaft hat über die Hälfte der Arbeiterinnen verloren. Die geringste Abnahme ist in der Gruppe der freien Berufe zu verzeichnen. Diese Berufe stellen die geringste Anzahl Ehekandidatinnen. —

Die Altersklasse 40—50 hatte ihr charakteristisches Gepräge im vorigen Kapitel durch den Umstand erhalten, dass zwar der Prozentsatz der Ledigen auf 11 sinkt, der der Witwen aber sich um 1 % darüber erhebt, so dass die Zahl der Witwen die der Ledigen übersteigt und die wirtschaftliche Lage des weiblichen Geschlechts dadurch beeinträchtigt wird.

Es liegt auf der Hand, dass viele Witwen genötigt sein werden, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und somit in die Gruppe der Erwerbstätigen zurückkehren. Sehen wir die Zahlen darauf an.

Altersklasse 40—50		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	688 217	25,30
Angehörige und beruflos Selbständige . . .	2 082 447	74,70
	2 720 664	100

Die Vermutung bestätigt sich. Der Prozentsatz der Erwerbstätigen ist von 23 auf 25 gestiegen, der der Angehörigen von 76 auf 74 gefallen.

Welche Erwerbsquellen werden von diesen 25 % bevorzugt?

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
30—40	332 364	222 751	84 224	31 677	43 666	101 771	816 453
40—50	318 973	167 443	84 221	38 321	29 147	50 112	688 217

Absolut gestiegen — um 7000 — ist nur die Abteilung der Lohnarbeit wechselnder Art. Sie ist hauswirtschaftliche Arbeit und der Frau vom eigenen Herde und vom Dienstbotenberufe her geläufig, ohne Gebundenheit im Hause des Arbeitgebers mit sich zu bringen. Der Dienstbotenberuf hat in dieser Altersklasse wieder die Hälfte seines Bestandes eingebüsst. Neben der Abteilung Lohnarbeit ist es nur noch die Gruppe „Handel und Verkehr", die ihren Bestand erhalten hat. Hier dürfte neben Stellenvermittelung in erster Linie das kleine Ladengeschäft in Betracht kommen. Es gestattet Erwerb im eigenen Heim ohne Aufgabe der Selbständigkeit. —

Die letzte Klasse, die wir im vorigen Kapitel unterschieden hatten, fasste alle Altersstufen von 50 aufwärts zusammen in der Annahme, dass von 50 an die Eheschliessung eine Ausnahme bildet.

Diese letzte Klasse bot ein betrübendes Bild mit der Tatsache, dass die Hälfte des weiblichen Geschlechts wieder auf sich angewiesen ist. Der Prozentsatz der Ledigen zwar sinkt sogar noch von $11^3/_4$ auf $10,^{96}$, aber dafür steigt der Prozentsatz der Witwen auf die erschreckende Höhe von $39,^{40}$. Ist dies Bild uns gegenwärtig, so überrascht uns um so mehr ein Blick auf die Erwerbsverhältnisse dieser Klasse.

Altersklassen 50 aufwärts		%
Hauptberuflich Erwerbstätige	1 089 912	$25.^{20}$
Angehörige und beruflos Selbständige . . .	3 235 478	$74.^{80}$
	4 325 390	100

Die Grösse der absoluten Zahlen ist erklärlich, da mehrere Jahrzehnte zusammengezogen sind. Wohl aber überraschen die Verhältniszahlen, die nicht nur keine Vermehrung der Erwerbstätigkeit erkennen lassen, sondern sogar noch eine, wenn auch ganz minimale Abnahme der Erwerbstätigen, deren Satz von $25,^{30}$ auf $25,^{20}$ gesunken ist. Dieser Umstand erscheint nicht glaubhaft angesichts der Tatsache, dass von 50 Jahren an die Hälfte des weiblichen Geschlechts wieder allein steht. Augenscheinlich lassen sich die Altersklassen von 50 aufwärts wohl unter dem Gesichtspunkte der Ehehäufigkeit, aber nicht unter dem der Erwerbstätigkeit zusammenfassen.

Je weniger manche Witwe mit 50 Jahren an eine zweite Heirat denken kann, desto energischer wird sie an Beginn oder Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit denken müssen. Wir müssen deshalb auf Kosten der Einheitlichkeit hier von dem Schema des vorigen Kapitels abgehen und die zusammengezogenen Klassen ab 50 auseinanderziehen. Dann ergibt sich folgendes Bild:

Altersklasse	Hauptberufl. Erwerbstätige		Angehörige		Beruflos Selbständige	
		%		%		%
40—50	688 217	$25.^{30}$	1 930 431	$70,^{95}$	102 016	$3.^{75}$
50—60	615 256	$28,^{48}$	1 366 368	$63,^{24}$	178 987	$8,^{28}$
60—70	352 703	$25,^{55}$	763 727	$55,^{34}$	268 799	$19,^{11}$
70—	121 958	$15,^{55}$	368 270	$46,^{94}$	294 327	$37,^{51}$

Wir sehen, dass in der Tat von 50—60 der Prozentsatz der Erwerbstätigen plötzlich um $3,^{18}$ steigt und reimen uns diesen Umstand nun mit dem andern, dafs von 50 ab die Ziffer der Witwen steigt. Von 60—70 ist das Bild schon wieder günstiger. 3 % sind wieder aus der Gruppe der Erwerbstätigen ausgeschieden, und sie sind nicht in die Gruppe der Angehörigen (— etwa als Almosenempfängerinnen —) übergegangen, sondern wir finden sie zahlenmässig in der Klasse der beruflos Selb-

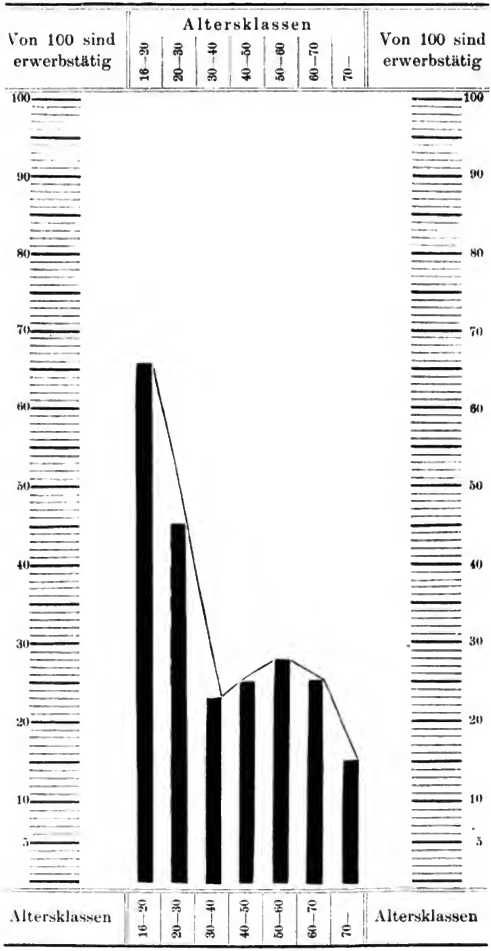
ständigen wieder, deren Prozentsatz jetzt emporschnellt von 8 auf 19. Die Verhältniszahl dieser Bevölkerungsgruppe verdoppelt sich von 50 ab. Während von 40 bis 50 nur $3,^{75}$ von Hundert beruflos selbständig sind, steigt der Satz von 50—60 auf $8,^{28}$. Ist die Verdoppelung an dieser Stelle vorwiegend dadurch zu erklären, dass wohlhabende Witwen aus der Gruppe der Angehörigen in die der beruflos Selbständigen übergehen, so dürfte das Emporschnellen des Prozentsatzes der beruflos Selbständigen in den Altersklassen von 60 an vorwiegend auf die Zuwanderung aus der Gruppe der Erwerbstätigen zu schieben sein, deren Bestand in den gleichen Altersjahren entsprechend abnimmt. In der letzten Altersklasse sinkt der Prozentsatz der Erwerbstätigen um 10, der der Angehörigen um 9. Auch diese 19 % finden wir in der um ebendenselben Prozentsatz gestiegenen Gruppe der beruflos Selbständigen wieder. Schwerlich verfallen wir einem unhaltbaren Optimismus, wenn wir diese Verschiebung als eine Wirkung der Rentengesetzgebung ansehen, die einen tröstlichen Schimmer auf das trübe Bild dieser Altersjahre fallen lässt. Ebendiesen Eindruck erweckten bereits die auf Seite 64 angeführten Angaben der Volkszählung von 1900 über den Bestand der Altersjahre von 60 aufwärts.

Wo finden nun die Erwerbstätigen vom 50. Jahr aufwärts ihr Brot?

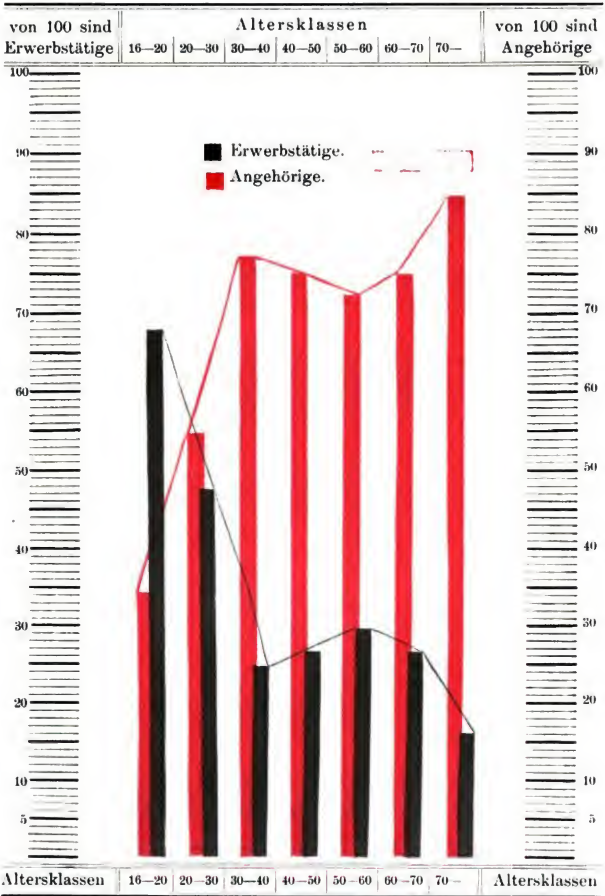
Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
40—50	318 973	167 443	84 221	38 321	29 147	50 112	688 217
50 aufwärts	588 749	201 760	126 158	72 521	32 817	67 907	1 089 912

Wir sehen, dass in allen Berufsarten die Zahlen absolut gestiegen sind. Das erklärt sich nicht nur daraus, dass mehrere Jahrzehnte zusammengezogen sind, sondern auch daraus, dass der Prozentsatz der Erwerbstätigen von 50—60 um rund 3 % steigt. Den meisten Zuspruch

Tafel IV: Erwerbskurve des weibl. Geschlechts.



Tafel V: Erwerbstätige und Angehörige weibl. Geschlechts.



hat
der
noc
Ve

Ar
Ar
Ei
He
kö

in
zv
V
r

hat verhältnismässig die Abteilung Lohnarbeit wechselnder Art gefunden, auch Landwirtschaft und Handel haben noch einen hohen Bestand aufzuweisen. Die geringste Verwendung für Greisinnen bietet der Dienstbotenberuf.

Das Diagramm auf Tafel IV veranschaulicht den Anteil der Altersklassen an der Erwerbstätigkeit. Der Anteil fällt und hebt sich wieder, so dass auch hier der Eindruck einer Kurve entsteht und wir, wie von einer Heiratskurve, so auch von einer Erwerbskurve sprechen können.

Schauen wir das Bild der weiblichen Erwerbstätigen in Verbindung mit den Familienangehörigen noch einmal zusammenhängend an:

Von 100 Personen der bezeichneten Altersklassen entfallen auf die	hauptberuflich Erwerbstätigen	Angehörigen und beruflos Selbständigen	
	der weiblichen Bevölkerung		
Altersklassen	%	%	
16—20	66,24	33,76	100
20—30	45,93	54,07	100
30—40	23,92	76,08	100
40—50	25,30	74,70	100
50—60	28,48	71,52	100
60—70	25,50	74,50	100
70	15,55	84,45	100

Die Wechselbeziehung zwischen den beiden Tabellenhälften ist unverkennbar. Die linke Hälfte setzt hoch ein, fällt nach der Mitte zu ab und erhebt sich noch einmal, um bis auf 15 % zu sinken; die rechte Hälfte setzt niedrig ein, steigt nach der Mitte zu, fällt wieder und steigt bis auf 84 %.

In dem Diagramm auf Tafel V tritt diese Wechselbeziehung vor Augen; es zeigt die uns schon bekannte Erwerbskurve in Verbindung mit den nicht hauptberuflich erwerbenden Familienangehörigen.

Wollen wir der Einheitlichkeit wegen das Bild in denselben Rahmen zu fassen suchen, wie das der Ehe-

häufigkeit, so müssen wir die Altersjahre auf die drei Klassen von 16—30, 30—50 und 50 aufwärts reduzieren.

Diese Zusammenfassung gibt folgendes Bild:

Von 16—30 Jahren ist der Prozentsatz der Erwerbstätigen am höchsten: $56,^{10}$.

Von 30—50 steht er am tiefsten: $24,^{61}$.

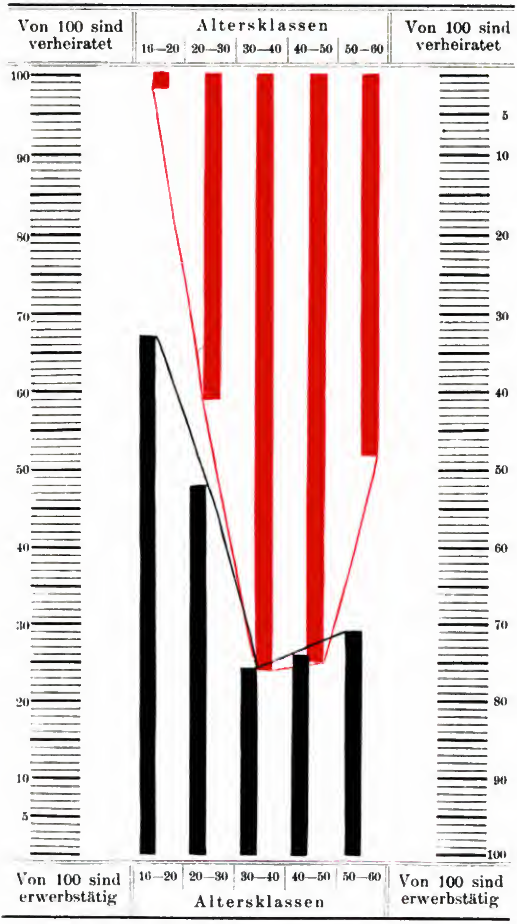
Von 50 aufwärts steigt er anfangs wieder auf $25,^{20}$.

Wir haben auch in dieser Fassung unverkennbar den Eindruck einer Kurve, und zwar einer, die der Kurve der Heiratshäufigkeit entgegengesetzt ist. Es ist von Belang, uns diesen Umstand zu vergegenwärtigen: In der Altersklasse 16—20 setzt die Heiratskurve niedrig ein mit $2\,^0/_0$, die Erwerbskurve hoch mit $66\,^0/_0$. Die Heiratskurve erreicht zwischen 30 und 40 ihr Maximum mit $77\,^0/_0$, die Erwerbskurve ihr Minimum mit $23\,^0/_0$. Von 50 ab sinkt die Heiratskurve bis auf 49, die Erwerbskurve steigt noch einmal bis auf $28\,^0/_0$. (Siehe das Diagramm auf Tafel VI.)

Die Beziehung der beiden Kurven zu einander ist unverkennbar, ja die Gegensetzlichkeit ist eine so regelmässige, dass man von einem umgekehrten Verhältnisse sprechen kann. Je höher die Heiratskurve steigt, desto niedriger ist die Zahl der Erwerbstätigen — und umgekehrt. —

Dies umgekehrte Verhältnis bezieht sich aber nur auf die Höhe der beiden Zahlen der Erwerbstätigen und der Eheschliessungen. Es ist nicht etwa so zu verstehen, als ob Eheberuf und Erwerbstätigkeit einander ausschlössen. Wir haben im Gegenteil in jeder Altersklasse der ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen Verheiratete, wie die gesonderte Betrachtung der Erwerbstätigen nach dem Familienstande uns gleich zeigen wird. Diese Tatsache ist sattsam bekannt. In der sozialpoliti-

Tafel VI: Heiratskurve.



Erwerbskurve.

schen Literatur stossen wir immer wieder auf die Frage: „Wie kann die verheiratete Fabrikarbeiterin der Familie zurückgegeben werden?“ Es ist bekannt, dass in der ländlichen Arbeiterschaft manche Ehen von vornherein in der Annahme zustande kommen, dass in dem Arbeitsverhältnis der Frau, und damit an der Einnahme, nichts sich ändert. In der Fabrikarbeiterklasse scheidet zwar meistens die Frau aus ihrem Arbeitsverhältnisse aus und sucht leichte Heimarbeit, wenn sie etwas anderes gelernt hat, als die wenigen zu ihrer spezialisierten Arbeit nötigen Handgriffe. Wächst aber die Familie schnell, so reicht die Einnahme häufig nicht mehr aus, und dann muss die Frau „zuverdienen“, bis die Kinder in die Fabrik gehen. Arbeiterinnen, die zwischen 16 und 30 Jahr die Ehe geschlossen hatten und 1890 zu den Angehörigen gezählt sind, sind wahrscheinlich 1895 bei der Berufs- und Gewerbezählung schon wieder in der Gruppe der Erwerbstätigen gezählt worden. Vergegenwärtigen wir uns diese Umstände neben der Tatsache, dass die handarbeitenden Klassen die zahlreichsten sind, und dass sie am leichtesten zur Eheschliessung schreiten, so werden wir zu der Annahme geführt, dass unter den Erwerbstätigen die Zahl der verheirateten Erwerbstätigen von 30—50 steigen wird. Dieser Umstand widerspricht in nichts dem früheren Befunde, dass die Heirats- und Erwerbskurve einander entgegengesetzt sind, dass die Erwerbstätigkeit von 30 bis 40 ihren Tiefstand, die Heiratshäufigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Diese Feststellung hatte sich ergeben aus dem Vergleich der Erwerbstätigen mit den nichterwerbenden Angehörigen, aus den Verhältniszahlen der Erwerbstätigen zur Gesamtbevölkerung. Auch diese frühere Feststellung werden wir bestätigt finden, wenn wir die Erwerbstätigen unter sich nach dem Familienstande aufteilen, und zwar in der Abnahme der Totalsumme nach dem mittleren Alter zu. Überzeugen wir uns davon durch folgende Tabelle:

Die ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen nach Familienstand in drei Altersklassen

		Absolute Zahlen			Verhältniszahlen			
Altersklassen	Total	Verheiratet	Ledig	Verwitwet	Verheirat	Ledig	Verw.	
16—30	3378655	225 724	3 130 332	22 599	6,68	92,65	0,69	100
30—50	1504670	579 255	591 369	334 046	38,49	39,30	22,20	100
50	1089912	252 616	219 010	618 286	23,18	20,09	56,73	100
Summa	5973237	1057595*)	3940711	974 931	17,71	65,97	16,32	100

Die Totalsumme vermindert sich bedeutend nach der Mitte zu. Wenn das Wiederanschwellen hier nicht zum Ausdruck kommt, so liegt es an dem Fehlen des Vergleichungspunktes. Absolut nehmen die Jahresbestände auch der Erwerbstätigen nach oben ab, verhältnismässig, d. h. im Vergleich zu den „Angehörigen", nehmen die Erwerbstätigen von 50—60 Jahr wieder zu (von 25,30 bis auf 28,48 %. Seite 91).

Betrachten wir nun die 5 973 000 weiblichen Erwerbstätigen nach dem Familienstande.

Wir sehen den Stand der Ledigen von 16—30 mit dem höchsten vorhandenen Bestande vertreten. Auch unter den Verhältniszahlen rangiert diese Ziffer mit 92 % an erster Stelle. In der nächsten Altersklasse von 30—50 vermindert sich der Prozentsatz fast um die Hälfte. Von 50 ab sind die drei Millionen auf eine Viertelmillion reduziert.

*) Auf Seite 159 Teil I der Berufs- und Gewerbestatistik finden sich zwei verschiedene Angaben über die Anzahl der verheirateten Erwerbstätigen. In dem oberen Zahlenbande heisst es in der Spalte „verheiratet":

Erwerbstätige	1 046 381
Dienende	11 272
Summa . .	1 057 653

Dieselben beiden Posten aus den Zahlenbändern der drei Altersklassen gleich darunter zusammengezogen ergeben 1 057 595. Die Differenz beträgt 58. Da das letztere der beiden Ergebnisse mit den früheren Zahlen stimmt, habe ich es beibehalten und die in der obersten Reihe zu viel gezählten 58 Verheirateten den Dienstboten abgezogen.

In der *jüngsten* Altersklasse wird also die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts vorwiegend von *Ledigen* getragen; ihre Zahl schmilzt aber allmählich auf ein Vierzehntel zusammen. In der *mittleren* Altersklasse 30—50 fehlen bereits fünf Sechstel, sie werden überwiegend durch *Verheiratete* ersetzt, die hier $38,^{49}$ % des Bestandes stellen, während die Witwen $22,^{20}$ % ausmachen. In der *letzten* Altersklasse stehen mit $56,^{73}$ die *Witwen* obenan, deren Anzahl von 50 aufwärts, neben jener der Ledigen von 16—30, die höchste absolute Ziffer darstellt: 618 000.

Die Witwen setzen gleich von 16—30 Jahr mit 22 000 ein, die Verheirateten mit 225 000, Zahlen, die da zeigen, dass in den handarbeitenden Klassen das frühe Heiratsalter bevorzugt wird. Die Zahl der Verheirateten steigt von 30—50 Jahr auf 579 000, schwillt also um mehr als das Doppelte an. Alle die oben erwähnten Arbeiterfrauen strömen ein, die genötigt sind, zuzuverdienen, oder gar an Stelle des Mannes allein zu verdienen. Dazu kommen noch die Heiratenden, die auf ihr Arbeitsverhältnis hin die Ehe schliessen. Von 50 ab verringert sich die Zahl der Verheirateten wieder beträchtlich, sie räumen den Witwen den Platz. Von dieser Altersgrenze ab ruht die weibliche Erwerbstätigkeit hauptsächlich auf Witwen, d. h. auf Personen, die früher einen andern Hauptberuf hatten und einer andern Bevölkerungsgruppe angehörten, auf Frauen, die entweder nachträglich zur Erwerbstätigkeit übergehen oder, wenn sie in jungen Jahren dieser Gruppe angehörten, doch erst nach längerer oder kürzerer Pause wieder hauptberuflich erwerbstätig werden. In der Minderzahl dürften die Ehefrauen sein, die ihr Leben lang hauptberuflich erwerbstätig geblieben sind, deren Verheiratung an ihrem Arbeitsverhältnis nichts geändert hat, und deren Verwitwung ihr Erwerbsleben daher nicht weiter berührt.

Im allgemeinen ergibt die Betrachtung, dass die

weibliche Erwerbstätigkeit keine ruhig-beharrliche ist, vielmehr dass sie im grossen und ganzen der Nachhaltigkeit entbehrt. Sie erfolgt mehr episodenweise, denn sie wird wesentlich von der Eheschliessung beeinflusst. Das Weib geht nicht, wie der Mann, ein dauerndes, meist lebenslängliches Bündnis mit der erwählten Erwerbstätigkeit ein, es hat vielmehr zwei Eisen im Feuer, neben der Erwerbstätigkeit den Hausmutterberuf. Sein Leben ist dualistisch gespalten. Das geht schon aus dem Umstande hervor, dass die Erwerbstätigkeit in jungen Jahrgängen von Ledigen, später von Witwen getragen wird, somit von denen, die noch nicht, und von denen, die nicht mehr verheiratet sind.

Wie die Gruppierung nach dem Familienstande in einzelnen Berufen sich darstellt, zeigt die nebenstehende Tabelle (S. 99).

Dass die meisten weiblichen Erwerbstätigen in der Landwirtschaft sich nähren, hörten wir schon; rund $2^1/_2$ Millionen finden dort ihr Brot. Die Landwirtschaft weist mit $24,^{82}\,{}^0/_0$ die meisten Verheirateten auf. Rund ein Viertel der weiblichen Erwerbstätigen in dieser Berufsgruppe ist verheiratet. Nach der Landwirtschaft ist es der Handel, der prozentual die meisten Verheirateten zählt. Wir erklärten uns das Einströmen in diese Gruppe im späteren Alter bereits dadurch, dass das kleine Ladengeschäft hier in erster Linie in Frage kommt, das selbständigen Erwerb ohne Trennung vom Hause gestattet. Derselbe Umstand erklärt es, dass in diesem Berufe der Prozentsatz der Witwen ebenso stark ist wie der der Verheirateten.

An dritter Stelle steht mit $17,^{70}\,{}^0/_0$ Verheirateten die Industrie, die nach der Landwirtschaft die meisten weiblichen Personen beschäftigt, an vierter Stelle die Lohnarbeit wechselnder Art, die als nächstliegender Beruf der Hausfrauen von den Witwen in Städten am häufigsten

Die ehemündigen weiblichen Erwerbstätigen nach Familienstand und Beruf

Beruf	Absolute Zahlen				Verhältniszahlen			
	Total	Verheiratet	Ledig	Verwitwet	Verheir.	Ledig	Verwitw.	
Landwirtschaft	2 479 417	615 301	1 377 787	486 329	24,82	55,57	19,61	100
Industrie	1 416 105	250 666	943 805	221 634	17,70	66,65	15,65	100
Handel	554 033	129 176	298 391	126 466	23,32	53,85	22,83	100
Lohnarbeit	218 367	28 595	106 768	83 004	13,09	48,89	38,01	100
Freie Berufe	175 184	22 643	134 351	18 190	12,93	76,69	10,38	100
Dienstboten	1 130 131	11 214	1 079 609	39 308	0,99	95,52	3,48	100
Summa	5 973 237	1 057 595	3 940 711	974 931	17,71	65,97	16,32	100

ergriffen wird. 38 % der in diesem Berufe beschäftigten Frauen sind Witwen.

Wir finden die meisten Ledigen bei den Dienstboten und den freien Berufen, die meisten Verheirateten in Landwirtschaft und Handel, die meisten Witwen in der Lohnarbeit wechselnder Art und im Handel.

Die folgende Tabelle (S. 101) gibt zum Schluss noch einmal eine Übersicht über die ehemündigen weibl. Erwerbstätigen, gegliedert nach Alter, Beruf und Familienstand.

Welche Aussichten ergeben sich nun für die Zukunft? Lässt sich annehmen, dass die Bevölkerungsgruppe der weiblichen Erwerbstätigen zunimmt, abnimmt oder sich behauptet? Am Schlusse des vorigen Abschnittes kamen wir zu der Ansicht, dass die Häufigkeit der Eheschliessung mit dem Wachstum der Bevölkerung nicht Schritt gehalten hat, und dass keine Anzeichen vorliegen, die dafür sprächen, dass in der nächsten Zukunft dieser Zuschnitt sich ändern wird. Bei der Wechselbeziehung zwischen Ehefrequenz und Erwerbstätigkeit wird uns mithin der Schluss nicht geschenkt, dass, wenn die Ehehäufigkeit abnimmt, die Erwerbstätigkeit zunimmt. Ein genau umgekehrtes Verhältnis kann selbstverständlich nicht angenommen werden. Erstens schliessen Heirat und Erwerbstätigkeit einander keineswegs aus, wie wir gesehen haben, ja bei sinkender Konjunktur kann gerade eine gesteigerte Eheschliessung zu gesteigerter Erwerbstätigkeit der weiblichen Bevölkerung führen, indem neben die Ledigen, die Brot suchen, die Verheirateten treten, die Brot für sich und ihre Kinder suchen. Zweitens sprechen andere Einwirkungen mit. Der weibliche Bevölkerungsteil steht nicht nur im Zeichen der Heirat; andere Sternbilder wirken richtunggebend auf den Kurs ein. Bei wachsendem Reichtum der Bevölkerung wird auch die Gruppe der beruflos Selbständigen und in ihr die Zahl der Rentnerinnen

Die ehemündigen weibl. Erwerbstätigen nach Altersklassen, Beruf und Familienstand.

Alter	Landwirtschaft	Industrie	Handel	Lohnarbeit	Freie Berufe	Dienstboten	Summa
16—20	528 812	329 221	99 529	28 707	12 177	401 770	1 400 216
20—30	710 519	494 930	159 901	47 141	57 377	508 571	1 978 439
30—40	332 364	222 751	84 224	31 677	43 666	101 771	816 453
40—50	318 973	167 443	84 221	38 321	29 147	50 112	688 217
50—	588 749	201 760	126 158	72 521	32 817	67 907	1 089 912
Summa	2 479 417	1 416 105	554 033	218 367	175 184	1 130 131	5 973 237

	Landwirtschaft			Industrie			Handel			Lohnarbeit			Freie Berufe			Dienstboten			Summa		
	verh.	ledig	verw.	verh.	ledig	verw.	verh.	ledig	verw.	verh.	ledig	verw.	verh.	ledig	verw.	verh.	ledig	verw.	verh.	ledig	verw.
% =	24,82	55,57	19,61	17,70	66,65	15,65	23,32	53,86	22,83	13,09	48,89	38,01	12,93	76,69	10,38	0,99	95,52	3,48	17,71	65,97	16,32

wachsen, ebenso wie die Gruppe der nicht erwerbenden Angehörigen und in dieser die Zahl der dilettantismusfrohen Haustöchter, die in wohlhabenden Familien das Dasein der Lilie auf dem Felde führen; sie nähen nicht und spinnen nicht, und ihre Väter nähren sie doch.

Dass die veränderten Arbeitsverhältnisse unserer Zeit die Arbeit des weiblichen Geschlechts durchgreifend verändert haben, bedarf keines weiteren Hinweises. Von rund sechs Millionen erwerbender Frauen erwerben rund drei Millionen ihren Unterhalt ausserhalb der Familie, das macht fast so viel wie die ganze weibliche Bevölkerung des Königreichs Bayern, die am 1. Dezember 1900 3 147 857 betrug.

Hören wir nun, was die Statistik über den Zuwachs an weiblichen Erwerbstätigen uns lehrt. Wir vergleichen die Zahlen von 1882 und 1895. Die Zunahme seit 1882 betrug 1895:

unter 20	Jahren,	327 502	19 %
20—30	„	272 854	16 „
30—40	„	162 937	24 „
40—50	„	101 572	17 „
50—60	„	105 082	20 „
60—70	„	86 497	11 „
70	„	30 439	33 „
	Summa	1 086 883	18,71.

Wir betrachten erst die absoluten Zahlen. Sie nehmen nach oben hin ab. Das sofort in die Augen springende Moment ist das Wiederanschwellen der Zahl mit der Altersklasse 50. Wir wissen, was es bedeutet: An dieser Altersgrenze beginnt das Reich der Witwen. Die Verhältniszahlen sind schwerer zu lesen*). Der hohe Prozentsatz von 24 in den Altersjahren 30—40 bedeutet den Zufluss von Verheirateten, den wir bereits auf Seite 95 bemerkt hatten: Ehefrauen werden in

*) Der höchste Prozentsatz, der von 70 Jahr aufwärts, besagt am wenigsten, weil alle Klassen ab 70 zusammengefasst sind.

die Gruppe der Erwerbstätigen zurückversetzt. Die Steigerung des Prozentsatzes im Alter von 50—60, eine Steigerung, die wir eingehend auf Seite 91 erörtert haben, kommt sogar in der absoluten Zahl zum Ausdruck. Die beiden hohen Prozentsätze, 24 von 30 bis 40 Jahr und 20 von 50—60, lassen uns auf eine verhältnismässig starke Zunahme von Verheirateten und Witwen schliessen. In der Tat sagt uns die Statistik, dass die Verheirateten sich um $48,^{12}$, die Nichtverheirateten um $14\,^0/_0$ vermehrt haben. Die Verheirateten sind an der Gesamtzunahme seit 1882 mit einem Drittel beteiligt. Die absoluten Zahlen waren die folgenden:

Von 1 036 833 Erwerbstätigen waren
verheiratet 343 593
nicht verheiratet 693 240.

Wie stellt sich nun aber das Gesamtergebnis? Die Zahl der Erwerbstätigen, so hörten wir, hat sich seit 1882 um $18,^{71}\,^0/_0$ vermehrt, absolut um 1 036 833. Das Verhältnis dieser erwerbstätigen Bevölkerungsgruppe gegenüber der nicht erwerbenden weiblichen Gesamtheit hat sich ebenfalls verschoben. 1882 waren von der weiblichen Bevölkerung erwerbstätig $24,^{02}$, im Jahre 1895 aber $24.^{96}\,^0/_0$. Mithin sind $0,^{94}\,^0/_0$ mehr weibliche Personen erwerbstätig als früher. Der Anteil der weiblichen Bevölkerung an der Erwerbstätigkeit hat sich nicht nur absolut, sondern auch prozentual vermehrt. Diese Zunahme an Erwerbstätigen von $0,^{94}$ übersteigt noch die Zunahme der Ledigen auf Kosten der Verheirateten, die nur $0,^{17}$ betragen haben soll. —

Diese Zahlen reden eindringlich davon, dass das Haus nicht mehr Raum genug für die Frau hat; leiblicher und geistiger Hunger zwingen sie zu beruflicher Erwerbstätigkeit ausser dem Hause. Diese Einsicht lässt sich nicht mehr abweisen. Ja, wenn wir selbst willkürlich annehmen wollten, dass die Ehehäufigkeit von

morgen an sich bedeutend steigern würde, so wäre damit kein Ausweg gewiesen. Wir haben gesehen, dass zwar der Eheberuf das weibliche Geschlecht bis auf die 10 Prozent, die nicht heiraten, beansprucht, dass diese Inanspruchnahme aber nur eine vorübergehende ist, dass wir in der Ehe nicht mit Sicherheit einen Beruf auf Lebenszeit, geschweige denn eine lebenslängliche Versorgung erblicken können. Bis zum 30. Jahre sind 70 % ehelos. Bis zum 30. Jahre ist es mithin für 70 % die Frage, ob sie sich verheiraten werden oder nicht. Zählt dann die Frau von 30—50 wirklich zu den 77 % Verheirateten dieses Alters, so ist es von 50 aufwärts wieder die Frage, ob sie zu der Hälfte der Witwen gehören wird. Vor dem Leben des Weibes steht auf diese Weise ein grosses Fragezeichen, nicht etwa in Einzelheiten, wie dies auch beim Manne der Fall ist, sondern in bezug auf den fundamentalen Unterbau des Lebens, auf die wesentlichsten Lebensgrundlagen.

Hier geltend zu machen, dass ja auch der Mann nicht weiss, ob er zur Heirat gelangt oder Witwer wird, hiesse vergessen, dass die Ehe für Mann und Weib verschiedene Bedeutung hat. Die Grundmauer des männlichen Lebens soll fest gezogen sein, ehe er zur Familiengründung schreitet, sie wird durch die Heirat oder Witwerschaft nicht erschüttert. Die Berufstätigkeit ist der feste Rahmen, in dem unter allen Wechselfällen sein Leben sich vollzieht. Das Weib dagegen betritt mit der Ehe einen neuen Lebensweg, der sein Dasein unter allen Umständen in der einschneidendsten Weise verändert, ohne jedoch sein Leben unbedingt auf sichern Grund zu stellen, ja ohne es auch nur einheitlich zu gestalten: Unter denen, die heiraten, sind über ein Achtel (1057595) der Ehefrauen und die Hälfte (974 931) der Witwen genötigt, hauptberuflich erwerbstätig zu sein.

Dass dieser Stand der Dinge sich ändern und die

Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts sich einschränken würde, ist nicht anzunehmen. Kein Zeichen der Zeit deutet vorläufig darauf hin. Wenn wir uns das Ergebnis des vorigen Kapitels vergegenwärtigen, müssen wir vielmehr ohne Schwarzseherei die Prognose stellen, dass die Frau in wachsendem Masse zur Selbständigkeit und Erwerbstätigkeit genötigt werden wird.

E. Der Wettbewerb zwischen Mann und Weib.

Es ist in Deutschland alte Sitte, dass die Söhne aller Klassen, auch der wohlhabenden und höchsten, einen Beruf ergreifen. Der deutsche Mann arbeitet.

Die handarbeitenden Klassen kennen es nicht anders, als dass die Tochter „verdient", so gut wie der Sohn. Die anderen Klassen haben diese Tradition nicht, sie betrachten es noch vielfach als entehrend für die Tochter, zu arbeiten. Erst wenn die Not anklopft, darf sie beruflich tätig sein. Gemeinsam ist allen Klassen die Anschauung, dass der Sohn, wenn die Verhältnisse es irgend gestatten, für seine Berufsarbeit vorbereitet wird, das Mädchen nicht. Sogar der Lehrberuf wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Familien noch von weiblichen Personen ausgeübt, deren Vorbildung rein dem Zufall überlassen gewesen war. Das ist nun freilich anders geworden, aber noch heute wird von der Schulbank weg das Mädchen landwirtschaftliche oder industrielle Arbeiterin; von der Schulbank weg darf die Tochter heiraten; von der Schulbank weg tritt das Kind in Dienst, beansprucht Lohn, statt für seine Ausbildung zu zahlen. Das entsprechende Seitenstück zu dieser unvermittelten, verfrühten Erwerbstätigkeit bietet der Umstand, dass von der Altersgrenze 50 ab die weibliche Erwerbstätigkeit zu 56 % von Witwen getragen wird, d. h. von Frauen, die zum grössten Teil in einem anderen

Berufe aufgingen und nur durch Not plötzlich zu selbständiger Erwerbstätigkeit gezwungen sind. Der frühe Beginn in der Jugend, sowie das plötzliche Einsetzen im reiferen Alter lassen keinen Zweifel darüber, dass die weibliche Erwerbstätigkeit ungelernte Arbeit ist, selbstverständlich nicht im ausschliesslichen Sinne. Gelernte Arbeit haben wir in den freien Berufen. Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Hebeammen, Gefängnisaufseherinnen, sie alle müssen sich einer Vorbildung unterziehen. In der Industrie sind es einige früher handwerksmässig betriebene Berufsarten, die Lehrzeit verlangen, z. B. die Schneiderei, Putzmacherei, Handschuhnäherei, Weberei, Spitzenherstellung, Stickerei. Im Handel und Verkehr sind es die weiblichen Angestellten mit kaufmännischer Vorbildung, die gelernte Arbeit anbieten; die Masse ist ungelernt. Nicht anders kann es sich in der Landwirtschaft verhalten, die, wie wir wissen, die meisten Frauen nährt; die Herstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse erfordert viel ungelernte Arbeit. Dieser Zuschnitt wird sich in der sozialen Schichtung der weiblichen Erwerbstätigen, d. h. in der Gliederung nach den drei Klassen der Selbständigen, Angestellten und Arbeiter wiederspiegeln, besonders wenn wir die Männer zum Vergleich heranziehen. Die unterste Schicht, die der ungelernten Arbeiterinnen, wird stärker sein als beim männlichen Geschlecht, die oberste Schicht, die der Selbständigen, wird kleiner sein. In den leitenden Stellen werden wir mehr Männer finden, unter den Abhängigen mehr weibliche Personen.

Von allen weiblichen Erwerbstätigen waren i. J. 1895 selbständig 17,81 %, abhängig 82,19 %. Von der Gesamtheit der männlichen Erwerbstätigen dagegen waren 30.66 % selbständig, 69,34 % abhängig. Von den weiblichen Erwerbstätigen war mithin rund ein Sechstel selbständig, von den Männern rund ein Drittel. Nähere Nachweise liefert die Statistik über die drei am stärksten

besetzten*) Berufe: Landwirtschaft, Industrie und Handel.

In diesen Berufen war die prozentuale Beteiligung der beiden Geschlechter an den sozialen Stufen der Selbständigen, Angestellten und Arbeiter wie folgt:

	Selbständige			Angestellte			Arbeiter		
	m.	w.		m.	w.		m.	w.	
Landwirtschaft	86,50	13,50		81,17	18,83		57,57	42,43	
Industrie . .	74,80	25,20		96,46	3,54		83,34	16,66	
Handel . . .	75,98	24,02		95,42	4,58		70,40	29,60	
Zusammen	80,47	19,53	= 100	93,66	6,34	= 100	70,78	29,22	= 100

Wir sehen, wie das männliche Geschlecht unter den Selbständigen überwiegt; das weibliche Geschlecht stellt nur 19 $^0/_0$. Am stärksten ist der weibliche Prozentsatz unter den Arbeitern: 29,22. Aber auch der Prozentsatz von 19 Selbständigen gegenüber den 80 $^0/_0$ der Männer verliert noch an seiner Bedeutung, wenn wir hören, auf welchen Altersstufen wir sie vorwiegend finden. Von allen selbständigen Frauen standen

	in der Industrie	in der Landwirtschaft
im Alter unter 20 Jahr	9,99	0,19
20—30 „	27,89	3,78
30—40 „	19,02	10,35
40—50 „	17,68	22,33
50—60 „	14,76	32,80
60—70 „	7,94	21,79
70 u. mehr „	2,72	8,76
Zusammen	100	100

Wir haben es nicht, wie bei den Männern, mit selbständigen Erwerbstätigen zu tun, deren Zahl mit wachsendem Alter naturgemäss sich verringert, wir sehen vielmehr in der Industrie wie in der Landwirtschaft die Selbständigkeit in den **leistungsfähigsten mittleren**

*) Der Dienstbotenberuf ist stärker besetzt als der Handel, scheidet hier aber aus, einerseits weil die soziale Schichtung bei ihm wegfällt, andererseits weil das männliche Geschlecht zu wenig beteiligt ist.

Altersklassen weniger vertreten. Sie erscheint in der Industrie an Jugend, in der Landwirtschaft an Alter geknüpft, während die Jahre der reifen Kraft weniger stark besetzt sind. Wir erklären uns diesen Umstand ohne weiteres, wenn wir an die Heiratskurve und ihre Höhe in der Zeit von 30—50 denken: Diese Altersjahre gehören vorwiegend dem Eheberuf.

In der Industrie sind es die jungen, ledigen Personen, die auf eigene Hand beginnen und mit der Heirat die selbständige Erwerbstätigkeit an den Nagel hängen; in der Landwirtschaft sind es die Witwen, die den Besitz an Stelle des Gatten verwalten und der Familie erhalten. In beiden Fällen handelt es sich nicht um berufliche Selbständigkeit, wie der Mann sie auffasst und schätzt. Dieser würde nur im äussersten Notfalle seine Selbständigkeit im Erwerbsleben aufgeben. (Man denke an Kretzers „Meister Timpe“.) Bei dem weiblichen Geschlechte bildet auf beiden Arbeitsgebieten die Heirat die grosse Unterbrechung, den grossen Wendepunkt und Einschnitt. Die industriellen Arbeiterinnen sind als Ledige vor der Ehe, die landwirtschaftlichen Arbeiterinnen als Witwen nach der Ehe selbständig erwerbstätig. Die industriellen Arbeiterinnen werden freiwillig unselbständig, die landwirtschaftlichen unfreiwillig selbständig. Im Handelsgewerbe liegt es nicht anders. Eine Gruppierung der selbständigen Erwerbstätigen nach dem Familienstande wird das Gesagte bestätigen.

Es waren von den weiblichen Selbständigen

	verwitwet	ledig	verheiratet	
in der Landwirtschaft . . .	77,16 %	9,38 %	13,46 %	= 100
„ „ Industrie	27,45	58,28	14,27	= 100
im Handel	55,76	16,98	27,26	= 100

Der Schluss zwingt sich auf, dass die Selbständigkeit im Erwerbsleben für das weibliche Geschlecht nicht die Bedeutung hat wie für das männliche. Diese Einsicht verhilft zur Erklärung einer anderen Tatsache.

Bei der geringeren Bedeutung, die die Selbständigkeit im Erwerb für das weibliche Geschlecht hat, ist es erklärlich, dass der Kampf darob weniger energisch geführt wird als seitens der Männer. Ein Gut, das der Besitzer jederzeit für ein begehrteres einzutauschen bereit ist, wird er nicht mit der Energie verteidigen wie eins, das ihm unersetzlich ist. So sehen wir denn auch tatsächlich die weiblichen Selbständigen dem wirtschaftlichen Zentralisationsprozesse in Industrie und Handel schneller unterliegen als die Männer. Das erhellt aus einem Vergleich des Verhältnisses der Selbständigen zu den Abhängigen im Jahre 1882 und 1895 in den drei am stärksten besetzten Berufen, in denen eine soziale Schichtung statthat. Die folgende Tabelle ermöglicht diesen Vergleich.

Von 100 Erwerbstätigen sind

		Selbständige		Angestellte		Arbeiter	
		m.	w.	m.	w.	m.	w.
Land-wirtschaft	1895	40,11	12,60	1,41	0,66	58,48	86,74
	1882	35,27	10,93	1,07	0,23	63,66	88,84
Industrie	1895	22,82	34,15	3,76	0,61	73,42	65,24
	1882	30,77	51,42	1,54	0,20	67,39	48,38
Handel	1895	36,44	34,96	14,21	2,07	49,35	62,97
	1882	43,31	50,51	10,88	1,06	45,81	48,43
Ueber-haupt	1895	31,34	22,02	4,14	0,81	64,52	77,17
	1882	34,17	25,43	2,42	0,29	63,41	74,28

Diese lehrreiche Tabelle zeigt uns zunächst, dass ein Zentralisationsprozess in Industrie und Handel sich vollzieht. Zwar haben alle Schichten der Erwerbstätigen **absolut** sich vermehrt, wie es bei der Zunahme der Bevölkerung Deutschlands und ihrer wachsenden Bedeutung auf dem Weltmarkte nicht anders zu erwarten ist; aber innerhalb der erwerbstätigen Bevölkerungsgruppe hat das Verhältnis der drei sozialen Schichten der Selbständigen, Angestellten und Arbeiter sich prozentual verschoben. Die Zählung von 1895 stellte fest, dass der Anteil der Selbständigen unter den Erwerbstätigen nicht mehr derselbe war wie

1882. Er hat abgenommen und zwar der weibliche stärker als der männliche. Folgende Aufstellung gibt darüber Aufschluss.

Ueberhaupt hatten sich die weiblichen Selbständigen um 3,^{41} %, die männlichen nur um 2,^{83} % vermindert.

In der Industrie betrug die Abnahme

der männlichen Selbständigen 7,^{95} %
„ weiblichen „ 17,^{27} %.

Von den rund 8 %, die die männlichen Selbständigen verloren haben, ist rund ein Viertel in die Klasse der Angestellten eingetreten, drei Viertel — 6,^{03} % — haben die Klasse der Arbeiter verstärkt. Von den 17,^{27} %, die die weiblichen Erwerbstätigen verloren haben, finden wir dagegen einen verschwindenden Teil — 0,^{41} % — in der Klasse der Angestellten wieder, der Hauptanteil ist in der Klasse der Arbeiter aufgegangen. Der weibliche Teil hat sich erfolgreicher verdrängen lassen.

Im Handel betrug die Abnahme

der männlichen Selbständigen 6,^{87} %
„ weiblichen „ 15,^{55} %.

Die Zunahme der männlichen Angestellten betrug 3,^{33} %, die der weiblichen 1,^{01} %. In diesem einen Prozent finden wir die kaufmännisch Vorgebildeten, die Buchhalterinnen, Kassiererinnen, Korrespondentinnen, Maschinenschreiberinnen. Die Arbeiterschicht hat sich männlicherseits um 3,^{54} % vermehrt, weiblicherseits aber um 14,^{54} %. Auch hier: Geringere Widerstandskraft.

Die Landwirtschaft gewährt ein abweichendes Bild. Während wir in Industrie und Handel feststellen mussten, dass der Anteil der Selbständigen an der Erwerbstätigkeit zurückgegangen ist, ist er in der Landwirtschaft gestiegen, und zwar der männliche um 4,^{84} %, der weibliche um 1,^{67} %. Wenn die Steigung des männlichen Prozentsatzes hoffen lässt, dass der kleinbäuerliche Besitz sich vermehrt, so dürfen wir ehrlicherweise in der Stei-

gung des weiblichen Anteils nichts weiter sehen als eine Folge dieses Umstandes. Unter den selbständigen Landwirtinnen waren 77 % Witwen. Wenn die Zahl der Kleinbauern steigt, steigt auch die Zahl der Witwen, die einen kleinbäuerlichen Besitz selbständig bewirtschaften müssen.

Abweichend ist auch das Bild, das die Klasse der Angestellten in der Landwirtschaft gewährt. Der Anteil der Männer ist um $0{,}^{34}$ %, der weibliche um $0{,}^{43}$ % gestiegen. Hier hat also zum ersten Male das weibliche Geschlecht in bevorzugten Stellen stärker zugenommen als das männliche!

Am abweichendsten ist das Bild, das die Klasse der landwirtschaftlichen Arbeiter gewährt. Während in Industrie und Handel eine starke prozentuale Zunahme stattgefunden hat, ist hier eine prozentuale Abnahme zu verzeichnen. Der Anteil der Männer ist um $5{,}^{18}$ % unter das Verhältnis von 1882 gesunken, der der Frauen um $2{,}^{10}$ %. Aus dieser Zahl spricht die Landflucht, die statistisch gefasst wird mit dem Nachweise, dass die Plattlandbevölkerung von 1882–95 um $1{,}^{11}$ % abgenommen, die Stadtbevölkerung sich um $36{,}^{47}$ % vermehrt hat.*) Was sagen uns diese Zahlen aber über die Erwerbstätigkeit der beiden Geschlechter?

Ziehen wir die Landflucht in Betracht, so können wir in der Zunahme der weiblichen landwirtschaftlichen Angestellten nicht ein sieghaftes Vordringen sondern nur ein lückenbüssendes Nachrücken der weiblichen Erwerbstätigen sehen. Frauen werden „Angestellte“, weil Männer nicht zu haben sind — Frauen erringen Anstellung, weil kein Mann mit ihnen konkurriert.

Fassen wir das Bild der drei sozialen Berufsklassen zusammen, so müssen wir sagen, dass die Männer in der

*) In absoluten Zahlen: Das platte Land hatte 1895 345 617 Personen weniger als 1882, die Stadtbevölkerung zählte 6 893 788 mehr.

Erwerbstätigkeit durchweg das führende und ausschlaggebende Geschlecht sind. Sie gehen voran und besetzen die besten Stellen, das weibliche Geschlecht folgt nach und nimmt, was übrig bleibt. Volkswirtschaft ist Männerwirtschaft.

Dieser Tatbestand hat von männlicher und weiblicher Seite eine Kritik gefunden, deren bittere, verletzende Schärfe sie unfruchtbar machte; salzgetränkter Boden ist nicht zeugungskräftig. Von beiden Seiten übersah man die wahren Ursachen.

Die Männer erklärten, „die Frauen leisteten nichts“, weil sie inferior seien. Die Frauen behaupteten, sie könnten nicht dasselbe leisten, weil der brutale Egoismus der Männer sie der Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte beraubte. Haben wir uns durch die Statistik belehren lassen, so wissen wir es aber besser. Wir haben uns überzeugt, dass die Erwerbstätigkeit eine andere Rolle im Leben des Weibes spielt als beim Manne. Der Mann konzentriert sich auf seinen Beruf. Er ist die Vorbedingung seines Fortkommens in der Welt, die Grundlage der Familiengründung. Die Jahre der besten Jugend gehören der Berufsarbeit; in späteren Jahren kommt ihm die Erfahrung und Übung zugute, die in allen Dingen sprichwörtlich erst den Meister macht. Nach seiner Berufsarbeit richtet sich seine soziale Stellung, seine Einnahme, im Alter (in pensionsberechtigten Stellen) die Pension. Dem Berufe muss sich alles unterordnen, auch die Familie. Wird der Beamte, der Offizier versetzt, sucht der Handwerker in einem andern Staate Arbeit, wandert der Arbeiter aus — die Familie zieht mit. Der Mann gehört seinem Berufe ungeteilt; er ist Gatte und Vater im Nebenamte.

Die Frau dagegen ist im Durchschnitt in der Jugend oder im Alter erwerbstätig. Die Jahre der reiferen Kraft gehören bei ihr dem Eheberufe. Ihr Leben ist

dualistisch gespalten (S. 98). Es ist daher unzutreffend und ungerecht, wenn man die Leistung von Mann und Frau vergleicht, ohne die Ehe in Rechnung zu stellen. Mit Fug und Recht kann man sagen, dass die Männer in der Erwerbstätigkeit in jeder Richtung das weibliche Geschlecht schlagen, aber zu Unrecht nimmt man an, dass dieser Umstand einen Mangel auf Seite der Frauen darstelle. Die Frau kommt volkswirtschaftlich in zweiter Linie, weil sie privatwirtschaftlich in erster Linie steht. Der Schluss ist daher falsch, dass die Frauen in der Erwerbstätigkeit nachstehen, weil sie überhaupt nichts leisteten, kurz weil sie inferior seien. Sie leisten auf anderem Gebiete dafür mehr als die Männer und könnten — die gleiche Überhebung vorausgesetzt — ihrerseits behaupten, dass die Männer inferior sind, weil sie nicht, wie die Frau, das gleiche in der Familie leisten. Die Untersuchung, welches von beiden Geschlechtern mehr leiste, führt zu einer ebenso unfruchtbaren Polemik wie die Frage, welches von beiden Geschlechtern der eigentliche Menschtypus sei. Wie der Mann nicht *der* Typus, sondern einer von beiden ist, so ist auch seine Arbeit nicht *die*, sondern die *eine* Aufgabe des Menschengeschlechts. Wäre das männliche Tun *die* Aufgabe, *die* Leistung schlechthin, also der absolute Massstab, so würde Abweichung von männlicher Leistung eo ipso Minderwert der Leistung bedeuten. Mithin müssten alle weiblichen Personen, wofern sie irgend welches Streben nach Vervollkommnung haben, möglichst die weiblichen Pflichten abschütteln, die weibliche Geschlechtsaufgabe als eine minderwertige Leistung verachten, dem Hausmutterberuf sich tunlichst entziehen, Mutterschaft und Mütterlichkeit als Sklavenmerkmal ablehnen. Und für die Männer blieben nur die zwei Wege, entweder dieser Vermännerung mit verschränkten Armen zuzusehen und die Folgen zu tragen, oder durch Gewalt das weibliche Geschlecht

in seiner Sphäre zurückzuhalten, d. h. es zu Sklaven zu machen. Letzterer Weg ist in einem Kulturstaate kaum mehr gangbar. Um so mehr sollten die Männer sich scheuen, dem weiblichen Geschlecht seine Aufgabe zu verleiden. Die von männlicher Seite ausgehende Literatur zur Frauenfrage hat das Menschenmögliche geleistet, dem weiblichen Geschlechte Verachtung seiner Aufgabe als einer Arbeit einzuflössen, die weniger vernünftigen, ja schwachsinnigen Wesen zukomme. Dem glücklichen Instinkt des Weibes ist es zu danken, dass die böse Saat nicht noch mehr bittere Früchte gezeitigt hat. Wie der Streit über den echten Menschtypus durch die Einsicht vermieden wird, dass beide Typen gleichwertige göttliche Ideen darstellen, so wird auch die Polemik über den Wert der Geschlechtsaufgabe und die Anregung zur Vermännerung des weiblichen Geschlechts dadurch vermieden, dass wir die Vorstellung überwinden, die männliche Leistung sei der absolute Massstab für menschliches Tun. Wenn der Mann nicht der absolute Typus ist, so ist auch sein Tun nicht der absolute Massstab. Haben wir diesen Schluss gezogen, so ist der Folgerung die Tür geöffnet, dass jeder Typus seine besondere Aufgabe habe, dass nicht alle dasselbe tun sollen, sondern jeder das Seine. Mithin kann es sich bei Einschätzung der Frauenarbeit gar nicht darum handeln, ob die Frau das gleiche tun könne wie der Mann, sondern darum, ob sie ihre Aufgabe erfüllt oder nicht. Ja, es wird nicht an scharfen Köpfen fehlen, die noch weiter gehen, indem sie sagen, die Frau soll und darf nicht Männerarbeit tun, und zwar aus Rücksicht auf ihre eigentliche Aufgabe: den Mutterberuf. Die so denken, empfinden es als eine müssige Frage, ob das Weib dasselbe leisten könne wie der Mann; denn wenn es auch dasselbe, ja das Doppelte leisten könnte wie der Mann, so müsste es dennoch zum Heil des Ganzen bei seiner ureigenen Aufgabe bleiben, sintemal und alldieweil wir für Männerarbeit

Männer haben, das Weib in seiner Geschlechtsaufgabe und Hausmutterarbeit aber unersetzlich ist.

Obschon diese Frage, ob das Weib dasselbe leisten könne wie der Mann, eine müssige ist, sei doch darauf hingewiesen, dass einzelne Frauen im Wettbewerb mit Männern nicht nur das gleiche geleistet haben, sondern an erste Stelle gelangt sind, wie bekannt ist. Wenn nun aber nur eine einzige Vertreterin ihres Geschlechts dies vermocht hat, so ist erwiesen, dass die Geschlechtseigentümlichkeiten nicht die Intelligenz bestimmen. Das Weib kann, was der Mann kann. Wo Not oder Unverstand das Weib missbraucht, muss es nicht nur dasselbe leisten wie der Mann, sondern auf Kosten seiner Lebenskraft mehr. Die Frage ist aber gar nicht, noch einmal sei es betont, ob das Weib dasselbe leisten könne wie der Mann, sondern ob es das gleiche zum Schaden des Ganzen leisten solle und dürfe. Sollen alle dasselbe tun — oder jeder das Seine?

Die Statistik hat uns gezeigt, dass der Mutterinstinkt des weiblichen Geschlechts sich dafür entscheidet, das Seine zu tun. Er wählt den Hausmutterberuf. Diesem Berufe opfern die Frauen ihre Selbständigkeit, und sie tun dies keineswegs aus Arbeitsscheu (wie gewisse Frauenfeinde folgern werden), denn ein grosser Prozentsatz wird als Ehefrau berufliche Gehilfin des Mannes und tritt in die Gruppe der „mithelfenden Familienangehörigen“ ein.*)

*) Die Zahl sämtlicher „mithelfender Familienangehörigen“ weiblichen Geschlechts beträgt 2272054. Von diesen sind verheiratet: in Industrie und Handel drei Fünftel, in der Landwirtschaft, wo das jüngere Alter am stärksten vertreten ist, ein Drittel.

Diese Angaben beziehen sich (im Gegensatz zu der bisher festgehaltenen Beschränkung auf hauptberuflich Tätige) auf hauptberuflich und nebenberuflich tätige weibliche Angehörige. Unter dem hier massgebenden Gesichtspunkte ist diese Zusammenfassung geboten, um so mehr, als eine Grenze zwischen den beiden Arten der mithelfenden Angehörigen infolge ungenauer Angaben schwer zu ziehen ist.

Zu diesem Opfer zwingt sie keine äussere Gewalt, kein brutaler Geschlechtsegoismus der Männer, sondern der nicht irrende Mutterinstinkt. Das unverdorbene, natürliche, liebevolle Weib folgt diesem Instinkte unmittelbar. Seine wichtigste Angelegenheit ist nicht die Erwerbstätigkeit, sondern das Kind.

Hier wird man einwenden, dass ja die Ehe die Erwerbstätigkeit nicht auszuschliessen brauche, wie das Beispiel der Männer zeige. Wir wissen nun allerdings, dass tatsächlich die Ehe die Erwerbstätigkeit nicht ausschliesst, 1057595 verheiratete Frauen sind hauptberuflich erwerbstätig. Diesen Zuschnitt aber als den normalen oder wünschenswerten verallgemeinern zu wollen, statt auf die Bekämpfung dieses Kulturschadens zu sinnen, erscheint nur möglich, wenn wir die Aufgabe und das Wesen der Mutterschaft verkennen. Gegenüber solcher Verblendung wäre es nötig, wieder einmal an die Verschiedenheit von Mann und Weib in ihren Naturaufgaben zu erinnern. Erst wenn diese Verschiedenheit beseitigt sein wird, kann man von Mann und Weib das Gleichartige erwarten und verlangen. So lange aber die Fortpflanzung des Menschengeschlechts und der Hausmutterberuf vorwiegend das weibliche Geschlecht belasten, so lange die Naturaufgaben der Geschlechter verschieden sind, so lange wird man auch einen verschiedenen Massstab anlegen müssen. Dem weiblichen Geschlechte neben seiner stärkeren natürlichen Belastung auch noch die Last der männlichen Erwerbstätigkeit aufzuerlegen, heisst wirklich, die Kerze an beiden Enden anzünden.

In Wirklichkeit sind es nicht die wahren Freunde des weiblichen Geschlechts, die da betonen, dass es das gleiche Recht zur Arbeit habe wie der Mann und von dieser Prämisse aus den schrankenlosen Wettbewerb fordern, der schliesslich durch unterschiedlose Anstellung von Mann oder Weib den männlichen Staat und die

männliche Kirche zum gemischten Staat und zur gemischten Kirche führen müsste. Gegen die Prämisse selbst, dass das Weib das gleiche Recht zur Arbeit habe, wird kein Mann, der die Aufgabe des weiblichen Geschlechts jemals ernstlich überdacht hat, etwas einzuwenden haben. Wo stünde geschrieben, dass für das Weib Müssiggang nicht aller Laster Anfang ist? Nur diejenigen Männer werden darüber spotten, die das Weib im Schmuck des Jugendreizes als ein Vergnügungsobjekt betrachten, aber sobald es verblüht ist, gegen seine Verwendung als Lasttier nichts einzuwenden haben. Gegen die aus der richtigen Prämisse gezogene Schlussfolgerung jedoch, also gegen den schrankenlosen Wettbewerb, werden gerade die wärmsten Verteidiger und Freunde des weiblichen Geschlechts protestieren. Bei dieser Folgerung aus dem einwandsfreien Vordersatze wird zweierlei übersehen. Erstens, dass das gleiche Recht zur Arbeit und das Recht zur gleichen Arbeit nicht dasselbe ist. (Der treue Hofhund und das fleissige Pferd haben ganz das gleiche Recht auf Futter, aber vernünftigerweise geben wir ihnen nicht das gleiche Futter.) Jeder das Seine, aber auch jedem das Seine. Diese billige Weisheit brauchte nicht wiederholt zu werden, wenn man sich die Zeit nehmen würde, in der Anwendung des Wortes Gleichheit nachdenklicher zu verfahren. Gemeinhin denken die meisten bei diesem Worte an die Art und Beschaffenheit des in Rede stehenden Objektes und verstehen unter dem Begriffe Gleichheit nicht den gleichen Wert, sondern die gleiche Beschaffenheit, Gleichartigkeit. Wer in diesem Sinne Gleichheit zwischen Mann und Weib fordert, uneingedenk der elementaren Verschiedenheit der beiden Geschlechter, der hat einen Abweg beschritten. In diesem Sinne Gleichheit fordern, hiesse nichts anderes, als auch für die weibliche Menschheitshälfte die Vollkommenheit in der Beschaffenheit und Art des Mannes erblicken.

Zweitens wird übersehen, dass wir bereits den

schrankenlosen Wettbewerb haben, in Kunst und Literatur seit Menschengedenken, in mechanischen Berufen seit der Gewerbefreiheit. Und was lehrt die Erfahrung über das Ergebnis? Nicht nur dasselbe, was die Statistik lehrt, sondern noch mehr. Das Weib hat im schrankenlosen Wettbewerb den kürzeren gezogen und zwar auf allen Gebieten. Selbst im Lehrberufe, in der Schauspielkunst, trotz der Unentbehrlichkeit der Frau auf diesen Gebieten, muss sie für geringeren Lohn dasselbe leisten wie der Mann. Am packendsten tritt dies in der mechanischen Erwerbstätigkeit zutage. Hier sind die Frauen nicht imstande gewesen, angestammten Besitz zu behaupten oder wieder zu erobern, noch auch, wo sie ihrerseits eindrangen, die gleichen Arbeitsbedingungen zu erzielen, geschweige denn an erste Stelle zu kommen. Um Platzbehauptung handelte es sich in der Schneiderstube. Mit der Entstehung der mittelalterlichen Zunft liess sich die Frau daraus verdrängen, der Mann nahm ihr die Nadel aus der Hand, und das Stadtregiment unterstützte ihn dabei mit Gesetz und Gewalt (legislatorisch und exekutiv). Nach Einführung der Gewerbefreiheit ist das Weib nicht imstande gewesen, ihn zu verdrängen, die einträgliche Schneiderei ist männliches Gebiet geblieben. Die schlecht bezahlte „Näherei“ freilich liess der Mann grossmütig dem schwächeren Geschlecht.

Nicht anders steht es mit der Küche. Die Kochkunst übt der männliche Koch. Die besten Stellen sind auch in der Küche von Männern besetzt. Damenschneider und Koch bilden je die oberste Schicht.

Noch schlimmer aber steht es mit dem Ergebnis, wenn ihrerseits die Frauen eingedrungen sind, wie in der Industrie. Hier, so scheint es, machen sie den Männern ernstlich Konkurrenz. In Wirklichkeit ist es aber nicht ihre unermüdliche Arbeitstüchtigkeit, die den Männern Gefahr bringt, sondern der Umstand, dass sie für ihre, der Männerarbeit hier ganz gleichwertige und gleichartige

Leistung, nicht den gleichen Lohn erhalten. Sie konkurrieren nicht mit den Männern, sondern sie unterbieten sie. Gleiche Arbeit für weniger Lohn, heisst unterbieten. Schwäche ist es, nicht Kraft, die solches Vorgehen diktiert. Es ist eine Verkennung dieses Umstandes, wenn Dr. Käthe Schirmacher nach einer Schilderung der Lage der Frauenarbeit in Frankreich*) meint: „Wer dürfte ein Geschlecht, das unter solchen Umständen noch nicht zugrunde ging, ja, anfängt, sich aus dieser gedrückten Lage zu erheben, das „schwache“ nennen?“ Mehr als ein Leser wird diese Frage mit einem leisen Lächeln begleitet haben. Wenn die Arbeiterinnen nicht der schwächere Teil wären, so würden sie eben solche Ungerechtigkeit nicht dulden, sondern ihren Unterdrückern übel heimleuchten und für gleiche Arbeit gleichen Lohn verlangen. Nur ihre Schwäche macht sie zu Lohndrückerinnen. Während Schneider und Koch Lohn und Lebenshaltung hochhalten und zeigen, wie man arbeitet, und wie man verdient, zeigen die Frauen, wie man sich überarbeitet und hungert. Die Folge ist: Sinken der Lebenshaltung, Erschwerung jeder Organisation, vorzeitige Erschöpfung, Beeinträchtigung der Nachkommenschaft. Kurz, das betrübende Ergebnis, das Erfahrung lehrt, ist: Wo die Männer konkurrierend eindringen, da geht es den Frauen schlimm; wo aber die Frauen eindringen, da geht es beiden schlimm.

Vielleicht könnte man hier einwenden, dass das Weib von Natur keineswegs schwächer sei als der Mann; das heutige Geschlecht sei ein verzärteltes Kulturprodukt, das sich bei geeigneter Erziehung zu ursprünglicher Kraft zurückbilden könne. Gewiss ist hieran etwas Wahres. Bei Naturvölkern sind die Frauen den Männern ähnlicher, ein Umstand, der es weniger grausam erscheinen lässt, dass sie als Lasttiere betrachtet werden.

*) Schmollers Jahrbuch. III. Heft 1902, S. 375.

Eine Zurückgewinnung grösserer Körperstärke und Gesundheit ist nun gewiss ein höchst erstrebenswertes Ziel. Aber dies Ziel mit dem andern verkoppeln zu wollen, dass die verstärkte Kraft dem schrankenlosen Wettbewerb zugute kommen soll, erscheint verfehlt. Dieser Weg kann zu keinem Fortschritt führen, denn aller Arbeitsfortschritt führt durch Arbeitsteilung hindurch. Der menschliche Körper besitzt in Hand und Fuss zwei einander ähnliche und doch verschiedene Glieder. Durch Übung in verschiedenen Verrichtungen haben sich beide Glieder zu ihren spezifischen Leistungen immer besser ausgebildet. Analog besitzt der soziale Körper in Mann und Weib zwei einander ähnliche, aber doch verschiedene Glieder. Beide zu gleichartigem Gebrauche gleichartig schulen, hiesse, a u c h mit den Händen gehen und a u c h mit den Füssen greifen wollen. Sicherlich liesse sich durch anhaltende Übung ein Grad von Fertigkeit im Greifen mit den Füssen und in Mitbenutzung der Hände beim Gehen erzielen. Aber was wäre damit erreicht? Beide Glieder würden zu spezifizierten Leistungen weniger brauchbar werden. Die Ähnlichkeit würde wachsen, die Unterschiedlichkeit abnehmen. Auf der Unterschiedlichkeit beruht aber die spezifizierte Leistung, auf dieser der Fortschritt. Nicht Ähnlichkeit, sondern Unterschiedlichkeit ist die Vorbedingung des Fortschrittes, das gilt auch für Mann und Weib. Haben wir diese Einsicht gewonnen, so kommen wir zu dem Schlusse, dass für jedes Geschlecht das Ziel sein muss, die in ihm verkörperte besondere göttliche Idee zu möglichst vollendeter Darstellung zu bringen. Der männlichste Mann und das weiblichste Weib werden mithin die grössten Zierden ihres Geschlechts sein. Diese Ansicht wird durch unser Gefühl gestützt. Mängel, die uns beim Weibe natürlich erscheinen, verletzen uns beim Manne als eine Unnatur, die der Genius unserer Sprache als weibisch bezeichnet. Und umgekehrt. Ein Gebahren

das dem Manne ansteht, verletzt uns beim Weibe als Vermännerung. Wenn Mann und Weib dasselbe tun, ist's nicht das Nämliche.*)

Dieses Gefühlsmoment können wir wohl als Wegweiser, aber nicht als Baugrund benutzen, wir müssen zu klarer Einsicht kommen. Welches ist das weiblichste Weib? Für das, was dem Manne ziemt, hatte man bei den Alten schon das Wort virtus. Es bezeichnete eine Beschaffenheit, die man schlechthin für vorbildlich hielt, so dass sich das Wort schliesslich mit einem allgemeinen Begriff von Vortrefflichkeit (Tugend) deckte. Vom Wesen des Weibes kannte man Einzelzüge. Horaz preist die holdlächelnde, sanftsprechende Lalage, Homer kennt die Treue der Penelope wie das wilde Laster der Circe, zu einer Formel, einem Begriffe der Weiblichkeit aber ist man nicht gekommen.

Das Wort Weiblichkeit kommt von Weib. Während die Worte Frau und Jungfrau einen Unterschied innerhalb der Grenzen des eigenen Geschlechts bezeichnen, fasst das Wort Weib das Individuum als Geschlechtswesen gegenüber dem Manne. Weiblichkeit muss mithin der Inbegriff der Eigentümlichkeiten sein, die die Eigenart dieses Geschlechtswesens ausmachen. Allgemein menschliche Züge kommen dabei ebenso wenig in Betracht wie etwa körperliche Vorzüge, denn diese ver-

*) Eine charakteristische Illustration zu dieser Binsenwahrheit brachte z. B. das Drama von Faber: „Ewige Liebe". Zwei Frauen — Nebenbuhlerinnen gegenüber einem Geliebten — erkennen einander als solche. In demselben Moment stürzen sie mit blitzenden Augen aufeinander zu — — und das Publikum lacht!! Das Lachen ist hier wohl auf die Wirkung des Kontrasts zu setzen zwischen dem Drange der beiden Frauen, einander niederzuschlagen und ihrer Unfähigkeit hierzu.

Man stelle sich vor, dass zwei Männer — Nebenbuhler gegenüber einer Geliebten — mit funkelnden Augen aufeinander losstürzen, und man lacht nicht. Hier wäre nicht Kontrast, sondern Steigerung.

schwinden mit der Jugend, während der Inbegriff der spezifischen Merkmale, die wir Weiblichkeit nennen, ebenso unveräusserlich sein muss, wie das Geschlecht selbst es ist. Wären blonde Locken und blühende Wangen ein Charakteristikum der Weiblichkeit, so müssten alle ehrwürdigen Greisinnen unweiblich sein.

Da das Wort Weiblichkeit den Nachdruck auf das Geschlecht legt, so müssen die charakteristischen Züge echter Weiblichkeit mit der Geschlechts-Aufgabe und Leistung aufs engste zusammenhängen. Diese Aufgabe und Leistung ist die Mutterschaft. Folglich muss es die Mutterschaft sein, welche uns die charakteristischen Züge echter Weiblichkeit offenbart, und die Eigenschaften, welche die rechte Mutter (wohlverstanden nur diese!), ihre Geschlechtsaufgabe erfüllend, erkennen lässt, diese Eigenschaften müssen den untrüglichen Massstab für die Beurteilung des Wesens echter Weiblichkeit ergeben. Weib sein heisst Mutter sein.

Dieser Satz könnte in vorstehender Fassung den Irrtum hervorrufen, als ob an den physiologischen Vorgang (die Mutterschaft) eo ispo die rechte Gesinnung (die Mütterlichkeit) geknüpft sei. Wäre dem wirklich so, d. h. besässe jede Frau, die einem Kinde das Leben schenkt, in unlöslichem Kausalnexus auch zugleich die Wesensart der rechten Mutter, kurz gesagt: wäre Mutterschaft und Mütterlichkeit dasselbe — wie könnte es dann Kindesmörderinnen und Rabenmütter geben? Oder — umgekehrt — wie könnte es weibliche Personen geben, welche mütterlich sind, ohne Kinder zu haben? Erhellt aus vorstehendem, dass Mutterschaft und Mütterlichkeit einander nicht wechselseitig bedingen, so erscheint es zur Vermeidung von Missverständnissen geraten, die Definition echter Weiblichkeit durch ein Wort dahin abzuändern: Weib sein heisst, wie eine Mutter sein, kürzer: Weiblich sein heisst mütterlich sein. Diese Formulierung umfasst sowohl diejenigen, welche mit der Mutterschaft die Mütter-

lichkeit verbinden, als auch diejenigen, welche ohne die Mutterschaft in natura doch die charakteristischen Züge der Mütterlichkeit (zuweilen im reichsten Masse) besitzen.

Haben wir diese Einsicht gewonnen, dass Mütterlichkeit der Kern der Weiblichkeit ist, so können wir auf die Frage: Welches ist das weiblichste Weib? nur antworten: Das mütterlichste Weib. Je mütterlicher das Weib ist, um so mehr nähert es sich selbst der Vollendung, um so mehr hilft es aber auch die Kulturentwicklung vollenden. Wie wir in der Gesamtheit, als christliches Kulturvolk, dem mütterlichen Prinzip Grösstes verdanken, hörten wir bereits. Aber auch als Individuen stehen wir in der Schuld der jeweiligen Verkörperung dieses Prinzips, der zu uns gehörenden Hausmutter. Nicht auf das Ideal dieser Gattung richten wir unsere Blicke, eine Monika ist selten (noch seltener ein Augustinus), nur auf den Durchschnitt, von dem Goethe sagt:

„Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt.
. . . .
Dass sie sich ganz vergisst und leben mag nur in andern.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einseh'n."

Die Dankbarkeit hängt von der Einsicht in das Geleistete ab. Und da diese Einsicht für die Männer sicher nicht leicht zu gewinnen ist, so ist es mit der Dankbarkeit gewöhnlich flau bestellt. Hätten die Männer einen klaren Einblick in die Schwierigkeiten, die dieser Beruf mit sich bringt, Hausmutterberuf wäre keine ungelernte Arbeit mehr. Und das ist er in der Tat bis zur Stunde noch. Systematisch lernt das Mädchen für seinen künftigen Beruf nur „weibliche Handarbeit", und auf diesem Felde nicht überall das Unentbehrliche, sondern das Überflüssige. Diese Unterweisung erhält das Mädchen in der Schule. Alles übrige

ist Zufall. Mann und Kind werden die Versuchsobjekte ungeübter Hände. Der Gatte kann noch von Glück sagen, wenn nach einigen Jahren, in denen vielleicht der blinde Zufall Herr in seinem Hause war, eine gewisse Routine sich einstellt, die ein enggezogenes Programm mechanisch erledigt. Die schier unglaubliche Tatsache, dass das Mädchen für seine verantwortungsvolle Tätigkeit in keiner Weise systematisch vorgebildet wird, lässt sich nur aus dem Umstande erklären, dass die Männer keinen Einblick in die Art dieser Arbeit haben. Und dies wiederum lässt sich aus der besonderen Beschaffenheit dieser Arbeit erklären. Hausmutterarbeit kennt keine Reklame, keine Examina, keinen Befähigungsnachweis, nur an den Früchten kann man sie erkennen. Zu denen gehört das Gedeihen der Kinder, der Frieden des Hauses, seine Stille, seine gesunde Sauberkeit, seine freundliche Gastfreiheit. Welches irdische Gut käme an Wert solcher Häuslichkeit gleich? Und die Hausmutter ist's, die diese Werte schafft. Ihre Intelligenz, ihre Gemütskraft setzt sie um in wägbare und unwägbare Güter. Sie schafft Speise und Trank, sie schafft aber auch Freude des Daseins und sittige Anmut des Lebens. Nur sie kann eine Atmosphäre wohligen Behagens schaffen. Nur sie kann aus der Summe ihrer Gaben den Schleier der Schönheit um das schwierige Gebilde weben, das wir Familie nennen, nur sie kann aus dem Konglomerat von Hauswänden, Gerät, Mensch und Tier ein harmonisches Ganzes, ein Kunstwerk schaffen. Je tüchtiger sie nun aber arbeitet, je durchdringender ihre Aufmerksamkeit, je vorschauender ihre Phantasie ist, um so glatter wird das häusliche Leben sich abwickeln. Je mehr dies aber der Fall ist, um so mehr erweckt die schwierige Leistung die Täuschung eines selbstverständlichen Herganges. Das schöne Familienleben erscheint als eine Frucht, die allen mühelos in den Schoss fällt.

Es wäre falsch, zu glauben, dass diese Frucht nur

von einer gewissen Steuerklasse an gepflückt werden könnte. Jede Hausmutter erfüllt ihre Aufgabe, wenn sie den Ansprüchen ihrer sozialen Schicht entsprechend das Heim gestaltet, gleichviel, ob sie auf einen gescheuerten Fussboden oder gewichstes Parkett zu halten hat. Von ihr hängt zum grössten Teile ab, ob der Mann, müde von der Arbeit oder verärgert aus der grossen Welt heimkehrend, voll Behagen ausspannt, oder ob er versagte Behaglichkeit im Wirtshause sucht. Die Frau ist die Mutter; wo kraftvolle Mütterlichkeit ist, da ist gut sein.

Die grosse Aufgabe der Mutterschaft und Mütterlichkeit kann das Weib aber nicht erfüllen, wenn es seinen Schwerpunkt im Erwerbsleben hat. Um des Mutterberufs willen wird das Weib immer mit geteilten Gefühlen erwerbstätig sein. Mit Bestimmtheit wissen wir dies von allen mechanischen Berufen. Die Statistik hat uns dafür den Beweis erbracht, indem wir sahen, dass in Landwirtschaft, Industrie und Handel die Erwerbstätigkeit an Jugend und Verwitwung geknüpft war (S. 98). Auch für den Dienstbotenberuf bildet die Tatsache den Beweis, dass in der Altersklasse von 30—40 der Bestand an Dienstboten sich um vier Fünftel verringert hat. Selbst die freien Berufe machen keine Ausnahme. Wir sehen Künstlerinnen, Lehrerinnen, Ärztinnen, Fabrikinspektorinnen sich verheiraten und zwar bisweilen gleich nach erbrachtem Befähigungsnachweis. Nachdem sie sozusagen eben auf den Arbeitsmarkt hinausgetreten sind, ziehen sie sich in das häusliche Leben zurück.

Beherzigen wir, was Statistik und Erfahrung uns über die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts lehren, so sind wir geneigt, dem frommen Wunsche Worte zu geben, dass alle Mädchen zur Erfüllung des Hausmutterberufs kommen und die Erwerbstätigkeit den Männern überlassen möchten. Diesen frommen Wunsch mag jeder wohlwollende Freund des weiblichen Ge-

schlechts hegen, täuscht er sich aber über den Ernst der Frauenfrage mit diesem Wunsche hinweg, weist er die Forderungen der Frauenwelt damit ab, so dient er der Frauenfrage ebensowenig wie der, der für schrankenlose Konkurrenz zwischen den Geschlechtern stimmt. Mit frommen Wünschen werden soziale Schäden nicht geheilt. Wir wissen, dass sechs Millionen Frauen erwerbstätig sind, und wir wissen, dass sie erwerbstätig sein müssen. Sie sollen erwerben, nicht Almosen empfangen. Wir wissen ferner, dass die Annahme berechtigt ist, die Frauenwelt werde in steigendem Masse durch Ehelosigkeit zu selbständiger Berufsarbeit geführt werden. Die Frauenwelt **muss** Arbeitsgebiete und Erwerbsgelegenheit haben.

Die Aussicht, immer mehr Frauen mit Lebensunterhalt und -Inhalt versorgen zu müssen, könnte mutlos machen und lähmend wirken, bedächten wir nicht, dass die starke Bevölkerungszunahme immer mehr Arbeitskräfte erfordert und zwar in allen Berufen. An Arbeitsfeldern fehlt es nicht, die Frage ist nur: Soll die Frau sie mit dem Manne um die Wette beackern? Soll der schrankenlose Wettbewerb herrschen oder nicht?

Jawohl! sagen Individualist und Manchestermann. Gebt der Frau freie Bahn und wir werden sehen. Jeder muss am besten wissen, was er kann, und greifen die Geschlechter fehl, so wird die Entwicklung regulierend einwirken.

Keine Konkurrenz! rufen entrüstet der brutale Egoist und der weltfremde Idealist. Der erstere fürchtet sich vor der Frau, der letztere fürchtet für die Frau. Beide erklären mit der ganzen Sicherheit der Unwissenheit: „Die Frau gehört ins Haus“ — fragen aber nicht, ob ein Haus Platz für sie habe.

Beide Wege sind nicht gangbar. Die Frau muss Gelegenheit haben, zu erwerben. Das steht fest. Ebenso fest steht aber auch, dass die schrankenlose Konkurrenz

ihr nicht zum Heil gereichen kann. Sie ist die schwächere und sie widmet die besten Jahre ihres Lebens dem Mutterberuf. Sie muss und wird beim Wettbewerb vom Manne überholt werden, und wenn sie es ihm gleichtut, so erschöpft sie sich frühzeitig.

Ein Ausweg bietet sich, indem man den Frauen, als dem schwächeren Geschlecht, den Wettbewerb erleichtert. Dies könnte wirksam geschehen, wenn man ihnen Gebiete anwiese, auf denen sie mit ihresgleichen, aber nicht mit den Männern konkurrierten, kurz durch Einfriedigung weiblicher Erwerbsgebiete. Nicht nach Schrankenlosigkeit sondern nach Grenzschutz sollten die Frauen rufen! Eine Abgrenzung weiblicher Erwerbsgebiete würde keine Neuerung, nur eine Wiederholung dessen sein, was sich auf männlicher Seite in der Entwicklung der deutschen Arbeit mit der Zunftbildung vollzogen hat. Die Zünfte schlossen nach und nach die Frauen aus. Erst gewohnheitsmässig, dann gesetzmässig. Und die Stadtobrigkeit, wie wir hörten, half ihnen. Jetzt müsste die Regierung den Frauen helfen, die Männer auszuschliessen. Ein Unterschied lässt sich freilich nicht verkennen. Die Gewohnheit ging dem Zunftrecht vorher. Die Männer leisteten dieselbe Arbeit wie die Frauen. Ehe letztere von den Männern formal durch gesetzliche Gewalt verdrängt wurden, waren sie es tatsächlich durch die Leistung der Männer. Jetzt sollen die Frauen die Männer gesetzlich verdrängen, weil sie es durch ihre Leistung nicht können — so scheint es. Das Gesetz soll also durch die schwächere Leistung das Bessere verdrängen, d. h. die Kultur vergewaltigen. Dieser Schein trügt aber. Wir haben z. B. Schneiderinnen, die ebensogut arbeiten wie die Männer; wir haben ihrer aber wenige, weil die meisten nicht zuwarten können, bis ihre Arbeit nach Gebühr gewürdigt und begehrt wird. Der Schneider, der doppelt so hoch bezahlt wird, kann die doppelte Sorgfalt und Zeit auf eine

Arbeit verwenden. Wäre die Kundschaft gezwungen, eine Schneiderin in Nahrung zu setzen, und würde diese dadurch in Stand gesetzt, hohe Preise zu fordern, so könnte sie ebenso sorgfältig arbeiten wie der Damenschneider. Ja ihre beweglichere Phantasie und leichtere Hand würde in anmutiger Erfindung ihn überflügeln.

Die Vorteile zünftlerischer Organisation der weiblichen Erwerbstätigen liegen auf der Hand. Eine Abgrenzung der weiblichen Arbeitsgebiete würde ein Erfassen der Beteiligten und damit ihren Zusammenschluss zu leistungsfähiger Organisation erleichtern und dadurch wieder eine geeignete Vorbildung und ein zweckdienliches, wirksames Hilfskassenwesen ermöglichen, ohne die Besorgnis zu rechtfertigen, dass mit zünftlerischem Zusammenschluss auch die alten Schäden des Zunftwesens zurückkehrten. Einer Überfüllung des Berufs wäre durch den Umstand vorgebeugt, dass sich ein Prozentsatz dieser erwerbstätigen weiblichen Personen verheiratet. Dieser Schritt müsste Ausscheidung aus der Zunft zur Folge haben, der nur Meisterinnen, d. h. im beruflichen wie im sozialen Sinne Selbständige, angehören dürften. Dadurch würde stets Raum für Nachwuchs geschaffen, und dadurch würde ipso facto die Härte vermieden, mit der in der männlichen Zunft zur Verhütung der Überproduktion der Nachschub aufgehalten wurde. Schon ist prinzipiell der Weg zu diesem Ziele beschritten, denn zum Schutze der Frauen ist einiges in der Gewerbeordnung geschehen. Aber es ist nicht genug. Wenn wir von den Frauen verlangen, dass sie ihre besten Jahre dem Mutterberufe zum Wohl des Ganzen widmen, so hat die Vertretung dieses Volksganzen die Pflicht, nicht nur das Weib in Ausübung seines Hausmutterberufs — also in der Ehegesetzgebung — auf das weitestgehende zu schützen, sondern auch für Erleichterung der Erwerbstätigkeit in den Jahren zu sorgen, die dem Eheberuf vorhergehen und in der Verwitwung nach-

folgen. An der Möglichkeit, die Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts zu organisieren, dürfte kein Zweifel bestehen. Wollte man einwenden, dass zur Zeit der Stadtwirtschaft zünftlerische Einfriedigung möglich war, in unserer Zeit aber die Gebiete zu gross seien, so wäre zu entgegnen, dass es andererseits „keine Entfernungen mehr gibt“ und dass man ja doch von anderen Gesichtspunkten aus die grösste Organisation tatsächlich durchgeführt hat. In einem Lande, wo kein Knabe, und sei er im ödesten Waldeswinkel geboren, der militärischen Kontrolle entgeht, ist keine Organisation unmöglich, und scheine sie noch so schwierig. Hat die Stadtwirtschaft zur Volkswirtschaft sich erweitert, so sind dafür auch die Hilfsmittel des Staates gewachsen; was früher die Stadtverwaltung leistete, leistet jetzt der Staat. Erweislich überwindet er die Auffassung, im manchesterlichen laisser aller, laisser faire seine Hauptaufgabe zu erblicken und sich mit der Rolle eines Altenteilers zu begnügen. Er zeigt energische väterliche Fürsorge und breitet schützend starke Hände über die Schwachen. Zu den Schutzbedürftigen gehört aber in erster Linie das weibliche Geschlecht, das Geschlecht, das uns Mütter gibt.

Unter den für das weibliche Geschlecht einzufriedigenden Gebieten müssten sich vorab die befinden, die es in historischer Zeit inne gehabt, Gebiete, die Erweiterungen seiner hausmütterlichen Tätigkeit sind, wie Nadelarbeiten (Schneidern, Nähen, Sticken), Stricken, Wirken, Spitzenmachen. Nadel und Weberschifflein gehören in das Wappen der Frau. In diesen Berufen würden Schranken für Frauen-Arbeit auch zugleich Schranken für Frauen-Elend sein. Die Männer hätten dabei den Vorteil, von unterbietender Schmutzkonkurrenz befreit zu werden.

Anders liegt es in den freien Berufen, wo der Frau Unterricht, Erziehung und ärztliche Behandlung des weiblichen Geschlechts fraglos gebührt; dass ihr die geeig-

neten Bildungswege zu diesem Ziele offen stehen müssen, ist selbstverständlich. Hier ist die freiwillige Organisation bereits in raschem Fortschreiten begriffen. Die Lehrerinnen scharen sich zu grossen Vereinen zusammen. Wie sie dadurch Einsicht beweisen, so zeigen sie das reife Urteil eines gebildeten Geistes, indem sie nicht darauf ausgehen, die Männer von Unterricht und Erziehung des weiblichen Geschlechts auszuschliessen,*) sondern im Gegenteil die wertvolle Mitarbeit der Männer erhalten wissen wollen. Das Schwergewicht soll auf Seite der Lehrerinnen liegen, aber die Gemeinschaft beider Geschlechter die Vollendung geben.

*) Helene Lange, Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung, S. 84.

IV.

Folgerungen.

Aus der Einsicht in die dualistische Beschaffenheit des Frauenlebens ergibt sich für gewissenhafte Eltern und ihre Stellvertreter die ernste Frage: Wie machen wir das Mädchen am sichersten lebenstüchtig? Soll es auf Hausmutterpflichten vorbereitet werden, die es vielleicht nie erfüllt? Oder auf einen Erwerbsberuf, den es vielleicht bald verlässt?

Die Antwort auf diese Frage dürfte kaum zweifelhaft sein: Wollen wir das Mädchen lebenstüchtig machen, so muss seine Erziehung diesem Dualismus Rechnung tragen und ebenfalls zwei Möglichkeiten ins Auge fassen. Das Mädchen muss instand gesetzt werden, für sich selbst zu sorgen und für andere zu sorgen; es muss zur Selbständigkeit wie zur Abhängigkeit, zu hauptberuflich erwerbsmässiger Arbeit und zum Eheberufe geschickt sein.

Dieser Dualismus erscheint uns neu, daher befremdlich. Wir stehen bewusst oder unbewusst unter dem Eindrucke, dass die Frau ins Haus gehört und empfinden die Erwerbstätigkeit der Frau wie einen Bruch mit geheiligter Überlieferung. Hier ist nun aber zweierlei zu bedenken, erstens, dass insofern kein Bruch mit der Tradition vorliegt, als das Weib nach wie vor seine Hauptkraft dem Eheberuf opfert, und zweitens, dass der jetzige Zuschnitt zwar ohne alle Frage durch die unabwendbare Steigerung der weiblichen Erwerbstätigkeit

eine stetig wachsende soziale Schwierigkeit darstellt, weibliche Erwerbstätigkeit neben der Hausarbeit aber uralt ist.*) Der Dualismus, den wir feststellten, und dessen Berücksichtigung bei der Mädchenerziehung notwendig ist, ist daher in Wirklichkeit nichts Neues. Er ist uralt, nur tritt er uns jetzt ins Bewusstsein, und die Veranlassung hierzu ist die bedeutende Verschärfung, die er erfahren hat und seine *Ausdehnung auf sozial begünstigte Klassen*. Ist uns diese Tatsache vertraut geworden, so erschreckt sie uns nicht mehr als etwas unvermittelt Neues, wir erschrecken eher über die Kurzsichtigkeit, mit der wir an Wahrheit und Wirklichkeit vorüber gegangen sind. Wir erschrecken in dem Gedanken, wieviel unverstandenes Menschenleid, wieviel stumme Not**) von uns unbeachtet geblieben ist und noch bleibt, und wie vielen Tränen und Kämpfen das Schwerste — die Bitterkeit — genommen würde, wenn die Frau auf ihr schwieriges Los vorbereitet wäre!

Blicken wir ratsuchend um uns, so finden unsere Gedanken Beruhigung, Halt und Ausweg durch einen Vergleich mit dem Leben des Mannes. Auch das männliche Leben ist beruflich nicht einheitlich abgegrenzt. Der Mann hat seinen Zivil- und seinen Militärberuf und muss beiden gerecht werden. Nun hinkt dieser Vergleich wie jeder andere (ein wesentlicher Unterschied wäre der, dass der Mann nur ganz vorübergehend seinem Hauptberufe entzogen wird), aber doch bietet er den Boden zu Analogieschlüssen. Wie alle deutschen Männer auf ihre Pflicht, das Vaterland zu verteidigen, vorbereitet werden, so müssten alle Mädchen auf ihre Hausmutterpflicht vorbereitet werden. Nicht alle Männer werden zum gleichen Grade ausgebildet; auf der breiten Schicht der Gemeinen steht der Unteroffizier und Offizier. So

*) Nörrenberg, Frauenarbeit in deutscher Vorzeit.

**) Am 2. Dezember 1895 hatten sich 217421 weibliche Personen als arbeitslos bezeichnet. Berufsstatistik Bd. 1, S. 252.

müsste die Masse der Mädchen bis zu einem bescheidenen Grade — dies aber ohne Ausnahme — hauswirtschaftlich geschult werden. Über dieser Schicht der Gemeinen ständen die Grade der besser geschulten Unteroffiziere und Offiziere bis zu den führenden Generalstäblern. Diese würden von den Frauen dargestellt, die sich berufsmässig der Unterweisung in den hauswirtschaftlichen Pflichten widmen, ihr Arbeitsgebiet beherrschen und zu beruflich-disziplinierter, also gelernter Arbeit emporheben. Die Notwendigkeit solcher berufsmässigen Disziplin haben Frauen wie Henriette Schrader, Anna Schepeler-Lette, Hedwig Heyl, Auguste Förster, Ida von Kortzfleisch, Freifrau von Schenck seit langem befürwortet, und ein wichtiger Schritt vorwärts ist durch die Gründung von Kochschulen und hauswirtschaftlichen Fachschulen getan worden. Auch die hauswirtschaftliche Schulung der breiten Masse wird sporadisch in Angriff genommen durch Kochunterricht in einzelnen Volksschulen. Auch das Vorgehen einzelner Arbeitgeber ist anerkennend zu erwähnen. Aber noch ist die hauswirtschaftliche Vorbildung der Mädchen dem Zufall überlassen, noch ist die Überzeugung von der Notwendigkeit dieser Vorbildung nicht durchgedrungen, noch kann ein Mädchen sich verheiraten, ohne dass es weiss, wie man ein Ei kocht. Hier liegt ein dankbares Arbeitsfeld für die Frauenbewegung, hier gilt es zu werben für die Schaffung von Gelegenheit zu elementarer wie zu berufsmässiger hauswirtschaftlicher Ausbildung und für den staatlichen Zwang, die gebotene Gelegenheit zu benutzen. Ein Anknüpfungspunkt liesse sich finden. Der § 120 der Reichsgewerbeordnung mit seinem Zusatz vom 30. Juni 1900 gibt die Möglichkeit, wenigstens weibliche Handelsangestellte und -Lehrlinge zum Besuch einer Fortbildungsfachschule zu verpflichten. Der Zwang selbst muss freilich erst durch Landesgesetz oder Ortsstatut eingeführt werden. Nur Baden und Württem-

berg haben diesen Schritt getan. Es ist dringend zu wünschen, dass alle Staaten ihrem Beispiele folgen und Fortbildungsschulzwang einführen.*) Jede dieser Fortbildungsschulen aber könnte ohne grosse Schwierigkeit die Elemente der Hauswirtschaft in ihren Lehrplan aufnehmen und als Einzelkursus auch Hospitantinnen zugänglich machen.

Mit der Forderung einer mehrstufigen hauswirtschaftlichen Vorbildung, deren unterste Stufe zwangsweise alle Mädchen durchzumachen hätten, wird man weniger Widerspruch erwecken als mit der zweiten, jedem Mädchen Gelegenheit zu geben, eine Arbeit berufsmässig zu lernen. Aber auch diese Forderung wird unterschreiben, wer durch die statistischen Gelände mitgewandert ist und sich vergegenwärtigt, dass 25 % des weiblichen Geschlechts hauptberuflich erwerbstätig sind und dass die Ehe keine lebenslängliche Versorgung bedeutet. Wenn wir diese Tatsache fest im Auge behalten, dass das Mädchen weder weiss, ob es sich verheiratet, noch ob und wann es Witwe wird, so werden wir den Wunsch nicht abweisen können, dass es für eine berufliche Arbeit tauglich gemacht wird. Diesem Zwecke würde zunächst durch Gelegenheit zur Erwerbung gründlicher Fachschulung am besten entsprochen. Hier fehlt es. Unsere Dienstboten klagen über ungenügende Löhne — und wir wissen doch, wie gesucht tüchtige Dienstmädchen sind. Das Elend der Heimarbeiterinnen erweckte bei dem grossen Berliner Streik 1896 die Teilnahme der gebildeten Welt — und die bedeutendsten Firmeninhaber und ersten Zwischenmeister erklärten, dass tüchtige Arbeiterinnen gut bezahlt

*) Im Jahre 1902 zählte die Schweiz 214 Mädchenfortbildungsschulen, Koch- und Haushaltungsschulen, zu denen 700000 Frank von den Gemeinden, der Bundesregierung und den Kantonsregierungen beigesteuert wurden. (Köln. Volkszeitung vom 6. Nov. 1908.)

würden, die Masse könne aber nichts, ungelernte Arbeit stünde nicht hoch im Preise, überdies sei das Angebot enorm.

In anderen sozialen Schichten ist es schon etwas besser bestellt. Die im Handel und Verkehrsgewerbe Beschäftigten können schon eine gründliche Fachbildung vielerorts erreichen — aber an diesen Umstand knüpft sich die Erfahrung, dass, wie schon erwähnt, die Gelegenheit nicht freiwillig in ausgiebiger Weise benutzt wird. So unterlag in Frankfurt am Main die städtische Handelshochschule für weibliche Lehrlinge mit dreijähriger Schulzeit der Konkurrenz einer Privathandelsschule mit zweijähriger Schulzeit. Die städtische Anstalt musste aus Mangel an Schülerinnen in eine Handelsfachschule mit zweijähriger Schulzeit umgewandelt werden. Dann hatte sie Zuspruch. Den jungen Mädchen hieran die Schuld beimessen, hiesse verlangen, dass das Ei klüger sein soll als die Henne. Wir können von ihnen nicht mehr Einsicht erwarten als von ihren Eltern, Vormündern oder Prinzipalen. Diese müssten gezwungen werden, die weiblichen „Jugendlichen" ebenso gut in Fortbildungsschulen zu schicken wie die männlichen.

Für die Fortbildung von Lehrerinnen ist durch Errichtung von Oberlehrerinnenkursen und Zulassung zu akademischem Studium ebenfalls gesorgt.

Den besitzenden Klassen, die keines Brotstudiums benötigen, stehen zahlreiche Bildungsstätten offen — hier liegt die Schwierigkeit nicht mehr in mangelnder Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung,*) sondern in den zu überwindenden Vorurteilen. Nichtstun gilt noch vielfach für vornehm. Infolgedessen werden die Töchter derjenigen Familien, „die es können", auf den Müssiggang dressiert,

*) Jüngst hat der bayrische Kultusminister Dr. von Wehner die Landesuniversitäten weiblichen Studierenden geöffnet; sie können, die nötige Vorbildung vorausgesetzt, auch immatrikuliert werden.

auf ein pflichtloses Genussleben, das sie zu jeder Arbeit untauglich macht. Hat sich die Schultür geschlossen, so besteht die einzige wichtige Aufgabe darin, sich zu putzen. Durch Spielerei mit allerlei brotlosen Künsten wird dieser Müssiggang gewürzt. Das Charakteristikum dieser ästhetischen Spielerei ist, dass sie nie zu sicherem technischen Können, zur bescheidenen Meisterschaft führt, sondern — weil die Disziplin fehlt — stets zweck- und zielloser Dilettantismus bleibt. So wird die geistige Verdauung durch stete Süssigkeitsnäscherei immer mehr erschlafft und mit der Zeit ganz ruiniert.

Die führende Männerwelt, die in diesem Tändelspiel der schulentlassenen höheren Töchter die geeignete Vorbereitung auf den verantwortungsreichen Posten einer Hausmutter sieht und deshalb nichts zur Bekämpfung dieses Müssigganges tut, wird den Gedanken, dass alle Mädchen eine Sache können sollten, mit dem Bemerken abweisen, dass die wohlhabenden Mädchen nicht nötig hätten, zu arbeiten und den Duft der Weiblichkeit zu zerstören, da sie alle heirateten. Wir wollen es uns versagen, dieser Antwort gegenüber darauf hinzuweisen, dass das Mädchen trotz seiner Wohlhabenheit vielleicht früh Witwe wird, und dass sein Geld ihm keinen Lebensinhalt bietet, wir wollen nicht zugunsten des heiratenden Mädchens, sondern des freienden Mannes sprechen, wenn wir ihm zu bedenken geben, dass ohne Disziplin kein geordnetes Gemeinschaftsleben möglich ist. Disziplin aber ist Übung und will erworben sein. Im häuslichen Leben der Tochter fehlt aber leider das disziplinierende Moment. Mit dem Erwerben berufsmässigen Könnens würde diese Lücke ausgefüllt und das Mädchen in etwa diszipliniert. Dadurch würde es auf **irgend welche** spätere Arbeit und auf eine spätere Gemeinschaft vorbereitet, mithin auch auf diejenige Lage, die ihm Arbeit und Gemeinschaft zugleich bietet: auf den Eheberuf. Mangel an Disziplin ist die Ursache von viel häuslichem

Ungemach. Man denke nur an die berüchtigte Unpünktlichkeit der Frauen, an ihre Vergesslichkeit, die den vielbeschäftigten Mann zur Verzweiflung bringen kann. Selbst wenn wir George Elliots in Daniel Deronda geäusserten Ansicht über den Wert der Disziplin: „Genius in the beginning is little more than a great capacity for receiving discipline“ in Zweifel ziehen wollen, so dürfte die Behauptung unanfechtbar sein, dass ohne einen gewissen Grad von Disziplin weder eine erfolgreiche Tätigkeit (geschweige denn eine Meisterschaft) noch auch eine Gemeinschaft denkbar ist. Ein preussischer Unteroffizier könnte eher General werden als ein vertrottelter Müssiggänger Unteroffizier. Um der Disziplin willen ist es wichtiger, d a s s das wohlhabende Mädchen arbeitet, als was es arbeitet.

Lernt die höhere schulentlassene Tochter arbeiten, das heisst beschäftigt sie sich in irgend einer Richtung pflichtmässig (mit Vergnügen, aber nicht zum Vergnügen, regelmässig, nicht nach Laune), so wird sie geistig zunehmen, auch zu bescheidener Meisterschaft gelangen, aber dieses geistige Wachstum wird an Bedeutung weit übertroffen durch den moralischen Gewinn. Die geordnete ernste Arbeit wird das Mädchen an Vertiefung, Sammlung bereichern. Dieser Gewinn ist für das Wachstum der Persönlichkeit so wertbestimmend, dass der Hinweis darauf die Antwort auf einen beliebten Einwand bilden kann. Man hört bisweilen die Ansicht: „Warum soll die Ausbildung des Mädchens was kosten! Wenn es sich verheiratet, ist alles weggeworfen.“ Es ist nichts vergeblich, was ein Mädchen an geistiger oder moralischer Förderung einheimst. Was die Persönlichkeit hebt, kommt dem Eheberuf zugute. Welchen Vorzug körperlicher, geistiger oder moralischer Natur könnte die Frau im Laufe ihres Hausmutterlebens nicht verwerten? Gesundheit, Schönheit und Jugendkraft gelten unbestritten als Vorzüge — aber genügen sie ohne Gewöhnung zu

gewissenhafter Erfüllung grosser und kleiner Pflichten? Und wird diese Gewöhnung eher durch leichtfertiges Tändeln und Müssiggang erreicht als durch Arbeit? Ist der Frau Wissen förderlicher oder Unwissenheit? Sollte zum Beispiel eine fachmässig gebildete Chemikerin weniger Aufmerksamkeit auf die Ernährung einer Familie verwenden, weil sie in Fachausdrücken über den Wert der Ernährung Auskunft geben kann? Oder sollte eine berufsmässig geschulte Krankenpflegerin vielleicht nachsichtiger gegen schlechte Lüftung und mangelhafte Sauberkeit im eigenen Hause sein, weil sie genau weiss, wie viel von beiden Faktoren für die Gesundheit ihrer Familie abhängt? Was auch immer für ernste Erziehung und wahre Bildung der Mädchen ausgegeben wird, ist nicht verloren, sondern ein gut angelegtes Kapital. Heiratet das Mädchen nicht, so kann es auf dem gelegten Grunde weiter bauen; heiratet es aber, so wird direkt durch seinen Besitz an Wissen oder Können und noch mehr durch den moralischen Gewinn eines disziplinierten Willens und der Gewöhnung zu pflichtmässiger Arbeit das Haus bereichert. Wollte man hier einwenden, keine Ausbildung könne die Mädchen gewissenhaft machen, so würde das eine Verschiebung des Gesichtspunktes sein. Gewiss macht Bildung an sich so wenig gewissenhaft, wie Unwissenheit gewissenlos. Wissen und Gewissen sind zwei verschiedene Gebiete. Hier handelt es sich aber nicht um die Frage, wie man das Gewissen schärft und entwickelt, sondern um den Einwand, dass Geld, Zeit, Mühe und Kraft, für berufsmässige Fortbildung der Mädchen ausgegeben, im Heiratsfalle verloren seien.

Es ist hier auch wohl in Anschlag zu setzen, dass jede Tätigkeit, die das Leben der höheren Tochter innerlich und äusserlich bereichert und festigt, ein Schutz vor der Gefahr ist, eine Geschäftsehe einzugehen, sich für äussere Vorteile, gleichviel, ob um Wohlleben, Namen oder Rang, zu verkaufen. Einem natürlichen, reinen

Mädchen würde dies unmöglich sein, denn das Mädchen besitzt von Natur Stolz, der nur durch Liebe besiegt werden kann. Eine höhere Tochter aber, die durch Müssiggang moralisch gebrochen worden ist, hat keinen Stolz. Nichts bricht den echten Stolz so sehr wie der Müssiggang, der die Mädchen unfähig macht, auf eigenen Füssen zu stehen. Arbeiten können sie nicht, geniessen wollen sie — da wird die Zugbrücke heruntergelassen und das Tor der Festung weit geöffnet — jeder „goldbeladene Esel“ kann hinein, er braucht nicht einmal Wälle zu übersteigen.

Wenn die Müssiggängerinnen die Ehe zum Geschäft erniedrigen und zum Rückgang der Rasse das Ihre beitragen, so fördert der Stolz der unabhängigen Mädchen die wahre Ehe und damit die Veredelung der Rasse. Unabhängig ist aber, wer im Notfall für sich selbst sorgen kann. In diesem Sinne wird jedes berufsmässige Können der Mädchen — weit entfernt davon, der Rasse zu schaden — ihren Stolz kräftigen, ihre Festungswälle erhöhen. Sie werden nur dem Manne folgen, den sie lieben. —

Aber wie steht es nun um die, die nicht die Ehe schliessen?

Es bedarf kaum eines Hinweises, dass alle diese einen Ersatz haben müssen. Wer hier auf das andere Geschlecht verweisen und sagen wollte, dass viele Männer ehelos, aber zufrieden lebten, der würde wieder einmal vergessen, dass Mann und Weib verschieden sind, dass die Ehe für den Gatten ein Ehrenamt ist, das neben seinem Hauptberufe herläuft, für die Gattin aber Beruf, der Inhalt des Lebens schlechthin. Bis die Frauenbewegung einsetzte, das heisst bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, hatte wie bekannt in Deutschland in weiten Kreisen, wenn auch nicht durchgehends, die Sache so gelegen, dass die Heirat absolut einziger Zweck und Inhalt des weiblichen Lebens war.

Sein oder Nichtsein hiess für das Mädchen Verheiratetsein oder Nichtsein. Das weibliche Geschlecht schied sich in Phanerogamen und Kryptogamen. Die Phanerogamen, die Lichtpflanzen, waren die, die in der Sonne männlicher Gunst gedeihen durften, die Kryptogamen waren die licht-, d. h. mannlosen Existenzen, die kein Recht auf einen Platz an der Sonne hatten, weil sie nicht männlichen Augen begehrenswert dünkten. Sie hatten im Dunkel ihres Nichts zu verschwinden. Sie waren nicht daseinsberechtigt, wenigstens nicht mehr von ihrem fünfundzwanzigsten Jahre ab. Als Balzac „la femme de trente ans“ entdeckt hatte, durfte eine weibliche Person sogar dreissig Jahre alt werden. Dann aber war es vorbei. Wenn sie anfing, ein reicheres Innenleben zu führen, wenn ihr inwendiger Mensch wertvoller geworden war, war sie dennoch unwiederbringlich gesellschaftlich entwertet, denn in der Welt galt nur ihr Jugendschmelz. Es war für sie kein Platz mehr. Der junge Nachwuchs drängte sie hinaus. Aber wohin? Bei den Verheirateten war auch kein Platz für sie. Mitleidig schwiegen die alten, verlegen die jungen Mütter in ihrer Gegenwart. Welche Herzensgrösse, welche Ergebung, welche moralische Überlegenheit hat doch dazu gehört, dies unverdiente Los ohne Bitterkeit zu tragen!

Für diese Einsamen ist die Forderung, dass alle Mädchen eine Arbeit können sollen, von dem allergrössten Wert. Prinzipiell ist sie von Wert, weil das Mädchen durch Schulung zu berufsmässigem Können eine Bedeutung neben seiner Geschlechtszugehörigkeit bekommt, und praktisch ist es von Wert, weil Disziplin zu allen Dingen gut ist. Das Sprichwort: „Wer eins kann, kann alles“, passt hierher. Es will wohl sagen, dass die Disziplinierung, die Selbstzucht, die der einen Meisterschaft zugrunde liegt, den Grund zu weiterem Ausbau bilden kann. In berufsmässiger Arbeit und Fortbildung kann die Unvermählte wertvollen Lebenszweck finden, gerade wie

der Mann, aber ein Unterschied mit dem Manne besteht doch nebenher. Das Weib ist im Gemüt auf das Kind, auf Gemeinschaft, angelegt. Der Mann will das Weib, das Weib aber das Kind. Dass es dumme, kleinliche und entartete Weiber gibt, die für das Kind kein Verständnis haben, dass es Furien gibt, die den Namen Weib schänden, ändert an dieser elementaren Wahrheit nichts. Im Gegenteil. Das instinktive Erstaunen über Frauen, die Kinder „nicht mögen“ und der Abscheu, den das entartete Weib einflösst, sind deutliche Beweise dafür, dass die Natur des Weibes zum Kinde strebt. Dieses Bedürfnis des Gemütes muss auch Ersatz haben, und geistige Interessen oder Berufsarbeit allein füllen das Gemütsleben nicht aus. Die Berufsarbeiterin muss menschliche Beziehungen haben, gleichviel, ob sie Tabakarbeiterin ist oder ihren Doktor gemacht hat. Der natürliche Boden dieser Beziehungen, die Familie, ist durch dieselben Ursachen gelockert worden, die die überschüssigen weiblichen Familienglieder zu Berufsarbeiterinnen machen; könnte das Haus noch alle weiblichen Hände produktiv verwerten wie zur Zeit der reinen Privatwirtschaft, so hätten wir eben nicht drei Millionen ausser dem Hause hauptberuflich Erwerbstätige. Viel ehelose (unvermählte oder verwitwete) Berufsarbeiterinnen haben den Anschluss an die Familie eingebüsst. Es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Beschützer und Förderer der Frauensache, dem Gemeinschaftsbedürfnisse der Vereinsamten aller Klassen Rechnung zu tragen. Die bürgerliche Frauenbewegung ist in ihrer Gesamtheit noch nicht so weit, hierauf besonderes Gewicht zu legen, sie fährt vorläufig noch mit vollen Segeln im Fahrwasser des schrankenlosen Individualismus. Dies Merkmal zeigt nicht sowohl der rechte Flügel, weder der Allgem. D. F. V. noch der Berliner F. V., als vielmehr der radikale linke Flügel, der im „Verbande fortschrittlicher Frauenvereine“ organisiert ist. Ist es bedauerlich, so ist es doch

erklärlich. Es ist die natürliche Reaktion gegen die ebenso schrankenlosen Ansprüche, mit denen die Gemeinschaft das weibliche Geschlecht bislang aufgesogen hatte. Das Weib hat jetzt seine Individualität entdeckt, es hat sich selbst gefunden und freut sich dessen. Der Schwung, den diese Freude gibt, ist nötig gewesen, um die Bewegung über alle Schwierigkeiten hinweg zu tragen. Es kommt künftig aber alles darauf an, ob die Bewegung als klares Ziel erkennt, Individualitäten bilden zu wollen, um durch sie die Gemeinschaft zu heben, oder ob sie die Individualität als Endzweck setzt. Die Ausbildung der Individualität ist zunächst Selbstzweck, aber stets Teilzweck, nie Endzweck. Es macht dies den Unterschied, ob die Bewegung ein eminenter Kulturfaktor ist oder nicht, ob sie Auflösung oder Stärke bringt, ein Segen oder ein Fluch wird. Dass die Frauen von dem individualistischen Zeitgeiste nicht hätten ergriffen werden sollen, wäre zu viel verlangt. Ohne diesen Zeitgeist hätten sie sich auch nicht selbst entdeckt, hätten auch nicht die Begeisterung gefunden, mit der sie lieblosem Hohn und verständnislosem Spott gegenüber Reformen beharrlich gefordert haben. Und die neue Zeit braucht Reformen, braucht ein neues Frauengeschlecht! Die Frauen müssen anders werden — (anders heisst nicht: schlechter oder besser —) als die im Schutze des Hauses „hold lächelnde, sanft sprechende“ Lalage oder die Gattin des glücklichen Landbewohners, die dem Gatten „dapes inemptas apparat“. Jetzt muss die städtische Frau eben dem Hause gekaufte Mahlzeiten vorsetzen (wenn sie nicht wohlhabend ist und aus Liebhaberei Gemüse baut), sie muss auf dem Markte kaufen, und auf dem Markte ist holdes Lächeln und sanftes Sprechen nicht immer zweckdienlich, schützt auch nicht davor, sich mit holzigem Kohlrabi, alten Rebhühnern oder margarinehaltiger Butter anführen zu lassen und recht ungeniessbare Mahlzeiten einzukaufen — ein Übel-

stand, mit dem selbst das holdselige Lächeln einer Lalage auf die Dauer zu teuer bezahlt sein würde. Die Zeitaufgaben des weiblichen Geschlechts zwingen, einen anderen Massstab anzulegen. Wir brauchen geistig entwickelte, energische Frauen, Frauen, die im Hause im Notfalle „ihren Mann stehen“, das heisst, den Gatten für seine vielseitigen Aufgaben frei machen und ihn schon zu seinen Lebzeiten im Hause voll vertreten können. Im Fall der Verwitwung sind sie dann nicht völlig rat- und tatlos, sondern können „den Kindern den Vater ersetzen“, wie Goethe will, oder unmittelbar in charitativer Arbeit sich dem Ganzen tätig widmen. Eine solche Frau muss und wird wohl oder übel ihre Individualität ausgebildet haben. Und die Gemeinschaft wird die Früchte davon ernten. Gewiss ist eine Gemeinschaft ohne Individualitäten leichter, bequemer — aber auch unbedeutend bis zur Wertlosigkeit; eine Gemeinschaft von Sandkörnern ergibt nur eine Wüste. Umgekehrt ist eine Individualität ohne Gemeinschaftsfähigkeit ein starrer, unfruchtbarer Fels im Meere. Zwischen beiden Klippen hindurch muss die Frauenbewegung den Weg finden. Zwischen blinder Unterordnung (eines unentwickelten Geschlechts unter ein vollwertiges) und zwischen einseitiger, unfruchtbarer Selbstbehauptung liegt der Weg zur bewussten Einordnung in die Gemeinschaft, der Weg zur Vollendung.

Sich einordnen heisst, eine Ordnung ausser uns anerkennen und sich ihr fügen. Ordnung setzt einen Ordner voraus, ein Organ, eine Persönlichkeit, die mit Autorität ausgerüstet ist. So kommen wir auf dem Wege zur „Vollendung durch die Gemeinschaft“ zur Autorität als einer Forderung der Vernunft. Autorität ist Ordnung.

Pessimisten glauben nicht, dass die Frauenbewegung diesen Weg einschlagen wird. Ein österreichischer Schriftsteller sieht in der Bewegung das Mene Tekel für die Gesellschaft. Er hätte insofern recht, als ein unheilbar vom individualistischen Geiste zersetztes weibliches

Geschlecht unfähig sein müsste, den aufopferungsvollen Mutterberuf zu versehen, und damit die Gesellschaft ruinieren würde, wie Rom unterging, weil es keine Mütter mehr hatte. So liegt die Sache aber nicht. Als Durchgangsphase war der Individualismus historisch nötig, ja er ist so lange erklärlich, wie die Frauen gezwungen sind, um ihre Besserstellung zu kämpfen und im Widerstande gegen die Männer, die beati possidentes, in der Volkswirtschaft den Platz zu erstreiten, den die Privatwirtschaft ihnen nicht mehr gibt. Eine ernste Gefahr läge aber nur vor, wenn dieser Geist aus der Frauenwelt selbst gekommen wäre. Das ist er aber nicht, wie wir bereits wissen. Und so wird die Frauenbewegung ihn überwinden und an seine Stelle die neue Auffassung von der staatlich organisierten Gesellschaft setzen, die dem einzelnen Opfer auferlegt, indem sie das ganze über die einzelnen Teile stellt und jedem Pflichten gegen die Gesamtheit zuerkennt. Das Wohl des Ganzen ist die unsichtbare Schranke, die den einzelnen Schichten wie dem Individuum und seinem Egoismus gezogen ist. Je eher die Frauenwelt wieder ins Gleichgewicht kommt, desto eher wird die Frauenbewegung sich zu dieser Auffassung zurückfinden und dann an ihrem Teile dazu tun, dass nach dem verflossenen Jahrhundert der individualistischen Auflösung unser Jahrhundert eins der Gemeinschaftspflege und des Gemeinsinns werde.

Wer den einsamen Frauen Arbeit gibt (gleichviel ob zum Unterhalt oder Inhalt ihres Lebens) und sie zur Gemeinschaft erzieht, dient ihnen am besten. Ohne Gemeinschaft füllt die Arbeit sie nicht aus, und ohne Erziehung zur Gemeinschaft sind sie derselben nicht fähig. Gemeinschaftsbildungen, und nicht nur in Form von Vereinen, sind denn auch ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Sie sollen das gelockerte Familienleben ersetzen, von dessen Schädigung auch die Männer betroffen werden. Überall in den grossstädtischen Menschenfluten entstehen kleinere oder grössere

Gemeinschaftsinseln. Materielle oder ideelle Zwecke führen Gleichgesinnte zusammen. Professor Zimmer gründet Pensionate und Heime für seinen Diakonieverein. Heinrich und Julius Hart gründen ein Haus in Schlachtensee bei Berlin mit Familien- und Einzelwohnungen zu gemeinschaftlichem Leben. Johannes Müller eröffnet in Schloss Marienberg bei Schonungen in Unterfranken ein Haus für solche, die da suchen, und will einen harmonischen Kreis Gleichgesinnter um sich scharen. In Berlin bildet sich (von Lily Braun angeregt) eine Genossenschaft und baut ein grosses Haus mit Familien- und Einzelwohnungen zwecks zentralisierter Wirtschaftsführung. Speziell für Frauen entstehen Klubs, Heime und Hospize für Begüterte und Unbemittelte zu vorübergehendem oder auch dauerndem Aufenthalte. Auch Arbeitsgemeinschaften werden zu gründen versucht.*)

Alle diese Gemeinschafts- oder Genossenschafts-Unternehmungen sind neu, ihre Entwickelung bleibt abzuwarten. Auf eine vielhundertjährige Überlieferung dagegen kann eine Form der Genossenschaft zurückblicken, die sich in der Christenheit unter den verschiedensten Zeitumständen bewährt hat: die Genossenschaft auf religiös-demokratischer Grundlage, das Kloster.

Dass die klösterliche Gemeinschaft eine religiöse Grundlage hat, ist allbekannt, dass die Klosterobern aber von den Mitgliedern gewählt werden, dass die Grundlage folglich eine demokratische ist, und dass die Obern der Inspektion der Bischöfe unterstehen, ist ausserhalb katholischer Kreise weniger bekannt, am wenigsten aber der andere Umstand, dass nicht nur der Eintritt, sondern auch der Aufenthalt im Kloster ein freiwilliger ist, dass ein Mitglied austreten oder ausgeschlossen werden darf, von einer „widerrechtlichen

*) Die Frauenbewegung unternimmt solche Gründungen nicht selbst, regt aber direkt und indirekt dazu an.

Freiheitsberaubung" folglich nicht die Rede sein kann. Das Kloster ist eine Genossenschaftsform, die der weiblichen Natur entspricht, das geht auch aus der Unausrottbarkeit der Klöster hervor. Würden sie heute alle zerstört und die Erinnerung verlöscht, die nächste Generation würde sie neu erfinden. Bedauerlich ist, dass die Art des klösterlichen Lebens so wenig bekannt ist. Der Aussenstehende kann sich schwer einen Begriff vom Klosterleben machen, von der Fröhlichkeit in der unermüdlichen Arbeit, von der Stärke im Leiden, der Willigkeit des Gehorsams.*)

Vor allen Genossenschaftsformen der Gegenwart hat das Kloster einen bedeutenden Vorsprung. In erster Linie wohl durch die erdrückende Wucht seiner historischen Bedeutung, aber auch durch die praktische Erfahrung in bezug auf die Verfassung, die Regeln der Klöster, d. h. auf die der Gemeinschaft zugrunde liegende Ordnung. Hier herrscht eine Vielseitigkeit, wie in den Zunftverfassungen der mittelalterlichen Städte. Vielseitig sind auch die Arbeitsgebiete der Klöster, gemeinsam ist allen das Prinzip, durch die rechte Verteilung von körperlicher und geistiger Arbeit die Gesundheit zu erhalten und die Insassen des Hauses vor Einseitigkeit zu bewahren. Die peinliche Sauberkeit, die dem Kloster, wie dem Deck der Kriegsschiffe, Schmuck und Schimmer verleiht, bietet in allen Ordenshäusern viel Anlass zu körperlicher Arbeit im Hause selbst.

Bei aller Vielseitigkeit der Formen in Leben und Arbeit ist allen Klostergenossenschaften gemeinsam die Disziplin, ohne die kein Gemeinschaftsleben möglich

*) Jüngst fragte jemand: „Wie geht es zu, dass alle Klosterfrauen schön sind?" In dieser Form ist die Frage sicher falsch. Der sie stellte, hatte wohl die Schönheit der Physiognomie, nicht der Züge gemeint. Diese erstere ist wohl aus dem psychischen Moment des Glücksgefühls zu erklären, das das Losgelöstsein von sich selbst in sympathischer Umgebung verleiht.

ist. Die grösste Schwierigkeit freiwilliger Gemeinschaft hat das Kloster überwunden: Gehorsam ohne Zwangsmittel und Einheit trotz Pflege der individuellen Anlagen. Da ist keine Anlage geistiger oder künstlerischer Natur, keine Art körperlicher Geschicklichkeit, die nicht Platz und Förderung fände, denn das Kloster ist eine kleine Welt und kann alles in seinen Dienst nehmen. Im Kloster findet das junge Mädchen nicht nur Halt, Gemeinschaft, es findet auch Arbeit und Ausbildung. Kein Wunder, dass in unserer Zeit des gelockerten häuslichen Lebens neue Klostergemeinschaften entstehen, die neuen Zeitbedürfnissen entgegenkommen.

Für das Kloster erheben sich Stimmen auf allen Seiten. Man möchte diese erprobte Genossenschaftsform der Gegenwart entsprechend ausbauen und verwerten. Aber es fehlt auch nicht an Stimmen, die sich energisch gegen diese Form der Gemeinschaft, gegen diese Art des Zusammenschlusses alleinstehender weiblicher Personen wenden. Beide Richtungen glauben aufrichtige Freunde und Förderer der Frauensache zu sein, beide haben ernstliche Erwägungen angestellt und beide sind konsequent. Beide gehen von dem Punkte aus, dass die Unvermählte im Nachteile ist, dass sie entschädigt werden muss. So weit gehen sie zusammen, dann aber scheiden sich die Wege je nach der Weltanschauung. Die einen wollen die Unvermählten entschädigen, indem sie die Institution der Einehe einreissen und allen ein eheliches Leben ermöglichen, die andern wollen den Unvermählten einen gleichwertigen Beruf geben.

Folgen wir zunächst den ersten von beiden.

Wer der Ansicht ist, dass dieses Erdendasein das einzige und letzte ist, dass der Tod nichts ist, und nach dem Tode auch nichts ist, der muss ein unlösliches Rätsel in dem Umstande erblicken, dass zahlreiche ganz vorzügliche weibliche Personen nicht zu dem Zwecke gelangen, auf den ihre Natur an-

gelegt ist: Zur Ehe und Mutterschaft. Wer diesen Umstand erwägt, kommt, wofern er „edel, hilfreich und gut“ ist, zu dem Gefühl, dass hier eine Ungerechtigkeit vorliegt, und von diesem Gefühle ist nur ein Schritt zu dem Wunsche, Abhilfe zu schaffen. Aus diesem Wunsche heraus sind ernste Menschen zu der Forderung gekommen, an die Stelle der lebenslänglichen gesetzlichen Einehe die freie Liebesvereinigung zu setzen, die ohne Umstände geschlossen oder gelöst werden kann, und durch erleichterten Wechsel mehr weiblichen Personen die Erfüllung ihrer Naturbestimmung — wenn auch nur vorübergehend — ermöglichen könnte.

Schon der bare nackte Geschlechtsegoismus — von allen ethischen Erwägungen abgesehen — sollte das weibliche Geschlecht davor bewahren, hier zuzustimmen. Die Ehe ist für das Weib ein Schutzinstitut, für den Mann ein Zwangsinstitut. Nicht er, sie trägt die Folgen der Vereinigung. Nicht er, sie ist unter der Last der Geschlechtsaufgabe unterstützungs- und schutzbedürftig. Die Eheinstitution ist das sichere Dach, unter dem das Weib Zuflucht gefunden hat, die Ehegesetzgebung die Mauer, die männliche Weisheit männlicher Willkür gezogen hat. Nicht Frauen, Männer haben die Ehegesetzgebung gemacht, Männer, die ihr Geschlecht und seine Natur gekannt haben. Wer das Weib schützen, befreien, heben will, darf ihm nicht das Dach über dem Kopfe abdecken oder seine Schutzmauer einreissen, sondern muss beide auf ihre Sicherheit hin untersuchen und für Aufbesserung sorgen. Jede Bemühung, die lebenslängliche gesetzliche Einehe auch nur zu erschüttern, geschweige denn ganz abzuschaffen, läuft auf Schädigung des weiblichen Geschlechts hinaus. Die Gesamtheit aber schädigen, um die Unvermählten zu entschädigen, das wäre, wie wenn man ein Schutzdach abdecken wollte, so dass alle unter freiem Himmel sitzen.

Vom Standpunkte des Mannes ist ein solches Vor-

gehen (menschlich gesprochen) insofern erklärlich, als der Mann unter dem Wechsel weniger leidet, als das Weib. Er ist rein natürlich an der langen Dauer der Ehe weniger interessiert, als das Weib. Ihm ist die Gattin als Geschlechtswesen nicht unersetzlich. Was aber das jungfräuliche Weib dem Gatten gibt, ist unersetzlich, ist ein so grosses Geschenk, dass es ihn für die Dauer seines Lebens verpflichtet. Diese Verpflichtung fest zu legen, ist das Bestreben und Bemühen der Gesetzgeber gewesen, die ihr Volk zu einem Kulturvolk machen wollten. Sie schützten mit der lebenslänglichen Einehe das höchste Gut des Weibes und damit das Weib selbst und mit dem Weibe das Kind. Ohne diesen Schutz ist das Weib männlicher Willkür preisgegeben. Ohne diesen Zwang würde der Mann immer wieder in Willkür zurücksinken. Die Natur nötigt ihn physisch nicht zur Treue, sie nötigt aber für lange Zeiträume das Weib dazu. Der Mann hat sich die Institution der lebenslänglichen Einehe abgerungen, sie bedeutet für sein Geschlecht Zähmung, Überwindung, sittlichen Willen. Der Schritt zur Einehe ist der grösste Fortschritt gewesen, den die Menschheit gemacht hat. Der Mann zahlt mit dem Verlust seiner Bewegungsfreiheit einen hohen Preis dafür. Kein Wunder, dass er — vom rein natürlichen Standpunkte aus — von jeher Versuche gemacht hat, den Zwang abzuschütteln oder doch wenigstens zu erleichtern. Im vorigen Jahrhundert, das das Erbteil der französischen Revolution antrat, im Jahrhundert des Manchestertums auf allen Gebieten, wurde energisch versucht, das Joch der lebenslänglichen Einehe abzuschütteln und die Freiheit zurückzugewinnen. Es gelang insofern, als die Institution wenigstens ihrer religiösen Weihe entkleidet wurde. Ein hemmendes Moment war damit beseitigt. Die Ehe wurde ein Pakt, der einem leid werden, konnte, wie ein Mietskontrakt. Es liegt in der

Natur der Dinge, dass der Pakt dem Manne leichter leid wird, als der Frau. Die Gattin setzt alles aufs Spiel; ist sie im Dienste der Familie aufgebraucht worden, so hätte der Mann es leicht, einen jugendlichen Ersatz für die alternde Gattin zu finden, sie aber fände nicht leicht einen Mann, der die Pflicht ihrer Versorgung auf sich nähme, nachdem sie einem andern ihre Jungfräulichkeit, ihre Jugendkraft gegeben. Wer das Interesse der Frauen vertritt, muss deshalb für die lebenslängliche Einehe eintreten. Zum Glück braucht man nicht fortzufahren: Und wer das Interesse der Männer vertritt, muss für Erleichterung der Ehescheidung oder Trennung eintreten. Denn die Interessen der Geschlechter stehen sich nicht in dieser Weise entgegen. Als Bürger eines Kulturstaates ist der Mann interessiert an der Aufrechterhaltung der Ordnung, und Ehe ist Ordnung. Als Menschen fördert ihn der Einfluss der Familie mit all den Opfern, die sie ihm auferlegt, und sie legt ihm in der Tat Opfer auf. Er hat die Familie, aber die Familie hat auch ihn.

Nun wird man nicht verfehlen, einzuwenden, dass doch auch das Weib als Gattin schwer unter dem Ehejoch leiden könne. Das wird niemand bestreiten. Aber auf 100 Männer, die die Ehe abschütteln wollen, werden wohl nur 50 Frauen kommen, die den gleichen Wunsch haben. Auch über die Berechtigung dieser Annahme können wir die Statistik befragen: Die Zahl der Geschiedenen eines bestimmten Zeitraums für beide Geschlechter kann entweder gleich hoch sein oder ungleich. Ist die Zahl gleich hoch, so dürfen wir annehmen, dass beide Teile in gleichem Masse sich nicht wieder verheiratet haben. Ist die Zahl ungleich, so dürfen wir annehmen, dass von dem einen Geschlecht sich mehr wieder verheiratet haben als vom andern.

Die Statistik*) gibt folgende Auskunft:

*) Volkszählung vom 1. Dez. 1900. I. Teil. S. 93.

Von der nach dem Familienstand geordneten Bevölkerung waren geschieden

Jahr	männlich %	weiblich %
1871	0,12	0,22
1880	0,09	0,18
1885	0,10	0,19
1890	0,10	0,20
1900	0,11	0,21

Ein Vergleich der beiden Reihen ergibt, dass die Zahl der geschiedenen Frauen rund noch einmal so gross ist wie die der Männer. Da zur Scheidung nun immer zwei gehören, so ergibt sich, dass die Hälfte der geschiedenen Männer wieder geheiratet hat.

Dasselbe Ergebnis hat ein Vergleich der Zahl der Witwer und Witwen. Der Witwer heiratet leichter als die Witwe.

Die Statistik gibt folgende Auskunft.

Von der nach dem Familienstande geordneten Bevölkerung waren verwitwet

Jahr	männlich %	weiblich %
1871	3,41	7,97
1880	3,28	8,81
1885	3,28	8,51
1890	3,20	8,56
1900	2,92	8,22

Wir sehen, dass, wer es mit der Frau gut meint, in bezug auf die Ehe ebenso wenig nach Freiheit rufen sollte, wie in der Erwerbstätigkeit nach schrankenlosem Wettbewerb. Nicht Freiheit, sondern Schutz und Recht braucht das Weib.

Alle diese Erwägungen ergeben sich lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte aus. Für sittliche Bedenken fehlt der Boden, so lange wir uns auf den Standpunkt stellen, dass mit dem Tode alles aus ist, dass „das unbekannte Land, von dessen Grenzen kein Wanderer wiederkehrt“, eine Schöpfung unserer Phantasie ist. Warum

in aller Welt sollten natürliche Erdenkinder nicht ihr Recht fordern? Was sollte sie verhindern, das Erdendasein, zu dem sie ungefragt gezwungen wurden, auszukosten? Warum sollten sie nicht heimlich nehmen, was ihrer Natur zukommt, wenn das blinde Schicksal es nicht freiwillig gibt? Ist's mit diesem Leben aus, so ist jeder ein Tor, der das „Carpe diem!" nicht beherzigt, geschweige denn gar durch irgend ein lästiges, mürrisches Verbot ersetzt. Nur das eine Gebot kann ihm massgebend sein: Lass' dich nicht erwischen!

Anders, wenn nun die zweite, die christliche Weltanschauung zu Worte kommt, wenn wir das Endziel nicht in Grabstein oder antiker Aschenurne sehen, wenn wir neben der natürlichen eine übernatürliche Bestimmung des Menschen kennen, wenn wir eine sichere Ewigkeitshoffnung haben. Dann kommt der Geist der Jenseitigkeit zu Worte, die äussere Form unseres Lebens ist nicht mehr die Hauptsache. Nicht, dass wir behaglich leben, sondern dass wir unserer Ewigkeitsbestimmung entsprechend leben, wird die Hauptsorge. Von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, dass wir nach der Lebensreise ans Ziel kommen, nicht ob wir erster oder vierter Klasse fahren oder allein im Frauenabteil sitzen. Von dieser Weltanschauung aus — aber auch nur so — ist es tatsächlich möglich, einen vollwertigen Ersatz für die Unvermählten zu finden. In diesem Geiste, aber auch nur in ihm, wird Ehe und Mutterschaft ein Weg zum Ziele. Der andere Weg ist, das Ziel der Ewigkeitsbestimmung unmittelbar ins Auge zu fassen und unmittelbar darauf los zu gehen, nicht beschwert mit irdischem Gepäck. Das ist der Sinn des vorhin bereits erwähnten Klosterlebens. Dieser letztere Weg ist der schwierigere von beiden. Die Mutter sorgt für die Ihren, die Klosterfrau für die Armen. Die Mutter liebt, die sie lieben, die Klosterfrau dient Fremden. Weil dieser Weg der schwierigere ist, kann die, die ihn geht, sich nicht für ein Stiefkind des Weltenlenkers halten,

eher für eine Auserwählte, die man einen Weg schickt, den nicht jeder gehen kann. Im Kloster gibt es keine „Stiefkinder des Glücks“, sondern Frauen, die ihren Ring am Finger mit einer heimlichen Seligkeit tragen, die viele Ehefrauen nie kennen lernen. Aus dieser Seligkeit schöpfen sie die Kraft, die die Welt in Erstaunen setzt. Sie sind die einzigen wirklich und im eigentlichen Wortsinne „Emanzipierten“, d. h. der Hand des Mannes Entrückten. Sie sind es auch, die jeden Dualismus ausgeschieden und ihr Leben einheitlich gestaltet haben.*)

Man wird nun hier vielleicht einwenden, dass die paar Tausend Klosterfrauen neben den Millionen Eheanwärterinnen gar nicht in Betracht kommen könnten. Dem gegenüber wäre aber daran zu erinnern, dass es sich hier lediglich um die erkenntnis-theoretische Frage handelt, ob die Unvermählten einen vollwertigen Ersatz finden können oder nicht, und dass für diese prinzipielle Entscheidung die Zahl der in Frage Kommenden belanglos ist. Ist die Ehe der einzige irdische Daseins-Vollzweck, so ist das Glück des weiblichen Geschlechts in die Hand des männlichen gelegt, so ist jede andere Lebensform ein Notbehelf. Dann haben die Ehelosen ihren Beruf verfehlt und dürfen mit Recht klagen:

„Mein Vollmachtbrief zum Glück,
Hier bring' ich uneröffnet ihn zurück,
Ich weiss nichts von Glückseligkeit.“

Dann ist der alles entscheidende Punkt im Leben des Weibes, ob es einem Manne gefällt oder nicht. Dann ist es für sein Erdendasein schlechthin in die

*) Die Klosterfrauen beweisen schlagend die Richtigkeit der Ansicht, dass nicht Mangel an Kraft, sondern die Zersplitterung der Frauenkraft die Hauptursache der geringeren Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts ist. Wo — wie bei den Klosterfrauen — diese Zersplitterung wegfällt, finden wir Leistungen, die unbestritten den männlichen gleichstehen.

Hand des Mannes gegeben, dann ist das Weib der Planet, der von dem Fixstern Mann sein Licht erhält, dann ist das Weib zwar noch Mensch, aber ein unfreier Mensch, ein Mensch zweiter Ordnung.

Anders liegt es, wenn das Weib die Wahl zwischen zwei gleichwertigen Berufen, zwei gleichbeglückenden Lebenswegen hat, wenn es wählen kann, ob es dem Stande der Ehe oder dem Stande der gottgeweihten Jungfräulichkeit angehören will. Nun wird man hier einwerfen, dass jedes Weib die Möglichkeit habe, sich zu verheiraten oder nicht, und tatsächlich kann ja auch kein Weib zur Ehe gezwungen werden. Die Wahl zwischen Ehe und Ehelosigkeit ist aber ohne weiteres keineswegs gleichbedeutend mit der Wahl zwischen zwei vollwertigen Berufen. Zwischen Ehe und Ehelosigkeit wählen, heisst für das Weib: zwischen Licht und Schatten wählen. Nur wenn die Jungfräulichkeit die Möglichkeit gibt, ein völlig gleichwertiges, gleichbeglückendes Leben zu führen, kann von einer Wahl zwischen zwei Wegen die Rede sein. Diese Wahl ist durch die Klostergemeinschaft prinzipiell gegeben, denn sie bietet in der gottgeweihten Jungfräulichkeit einen irdischen Lebensstand, der dem Stande der Ehe an Glück und Wert nichts nachgibt. Das Weib ist somit nicht durch ein unabwendliches Dekret der Weltordnung auf den Mann angewiesen. Ihm stehen zwei Wege offen, (gleichviel wie wenige oder viele den einen wählen), der Weg mit dem Manne und der Weg ohne den Mann. Von den beiden Möglichkeiten zeigen die Klosterfrauen den einen Weg: Das Leben ohne den Mann. Auf der Höhe des andern Weges — mit dem Manne — stehen die glücklichen Hausmütter.

Zwischen diesen beiden Gipfeln des Frauenlebens, der glücklichen Hausfrau und der glücklichen Klosterfrau, liegt in breiten Niederungen eine schier unerschöpfliche Verschiedenheit von Frauenlosen. Von beiden Gipfeln

aus muss Verständnis für geistige Not den Weg in die Ebene zu den Alleinstehenden suchen, zu den tapferen Berufsarbeiterinnen aller sozialen Klassen. Die Hausmütter können der Einzelnen Anschluss bieten, sie wird ihnen schon in den Weg kommen! Die Klöster können Sammelpunkte für ganze Klassen von Berufsarbeiterinnen werden, Zufluchtsstätten, die morgens ihre Schützlinge entlassen und abends wieder aufnehmen, Zentralen für Gemeinschaftspflege und soziale Arbeit. —

Zum Schluss die nächstliegende praktische Folgerung.

Welches Los auch immer geliebten Töchtern beschieden sei: Sorgen wir, dass sie für häusliche Arbeit geschickt sind und eine Arbeit gründlich können, so erleichtern wir ihnen den irdischen Lebensweg. Wir legen den Grund, auf dem sie weiterbauen können, gleichviel ob sie berufen sind, einen der Gipfel zu erreichen, oder in der Ebene zu stehen, gleichviel ob sie unter schwerem Arbeitsjoch für das Recht auf ihre Kinder oder als privatwirtschaftlich Überzählige für das Recht „auf eine Arbeit und eine Pflicht" kämpfen müssen.

Nachwort.

Ein Buch, das für gebildete Leser bestimmt ist, kann nicht wohl die Bedenken ganz übergehen, die tieferen Geistern bezüglich der Frauenfrage und ihrer Vertretung in der Frauenbewegung aufsteigen. Aus diesen Bedenken Geringschätzung herleiten zu wollen, würde verkehrt sein. Wer mit Bedenken die Frauenbewegung verfolgt, legt ihr eine ungleich grössere Wichtigkeit bei, als wer sie ignoriert oder einen Sturm im Wasserglase in ihr sieht. Bedenken erweckt nur eine Bewegung, die gefährlich werden kann. Was aber gefährlich werden kann, muss Bedeutung haben.

Es kann nicht geleugnet werden, dass die Frauenbewegung in ihrem Siegeszuge durch die Kulturwelt zu ernsten Bedenken Anlass geben kann. Dazu gehören nicht die Einwände kleinlichen Brotneides —: Der Hunger tut den Frauen ebenso weh wie den Männern. Nicht die Einwände eines krassen Geschlechtsegoismus, der alle fetten Pfründe selbst besetzen will —: Wo stünde geschrieben, dass die Erde nur den Männern gehört? Nicht die Gereiztheit durchkreuzter Herrschsucht, die in dem schwachen Geschlecht den Fussschemel des Stärkeren, in der Frauenbewegung einen Sklavenaufstand sieht —: Das Christentum hat das Recht des Stärkeren und die Geschlechtssklaverei des Weibes aufgehoben und ihm die Würde und die Freiheit einer sittlichen Persönlichkeit verliehen. Nein, die Bedenken gebildeter

Geister sind anderer, sind weitausschauender Art, sie richten sich auf die Zukunft der Nation und ihre kulturelle Entwickelung.

Wohin wir auch blicken, die Geschichte zeigt uns, wo sie Kultur zeigt, auch eine dienende Klasse. Die Kultur der alten Welt ruhte auf dem Sklaventum. Die Kultur des Morgenlandes steht noch heute auf entrechteten Völkern oder entrechteten Schichten. Unsere christliche Kultur hat sich auf der stillen, häuslichen Arbeit des Frauengeschlechts aufgebaut. Das weibliche Geschlecht hat die Grundlage des Familienlebens, d. h. der Gesittung geschaffen. Frauen haben den Boden bereitet, auf dem von innen heraus durch verfeinerte Empfindung verfeinertes Leben, wahre Kultur entstehen konnte. Frauen sind die Pioniere echter Kultur gewesen.

Bei diesem Zuschnitte hat Deutschland eine hohe Stufe der Kultur erreicht, und das weibliche Geschlecht hat sich nicht schlecht dabei gestanden. Zweimal entfaltete sich die Dichtkunst zur höchsten Blüte. Im Mittelalter schuf reiches persönliches Leben auch auf andern Gebieten eine persönliche Ausdrucksweise, einen Stil. Die persönliche Sphäre war eine weitere, bedeutungsvollere in den höheren Klassen, es herrschte weniger Gleichförmigkeit, aber mehr Persönlichkeitsart, Persönlichkeitskultur. Das Heim wurde nicht vom Lieferanten gemacht, nach Modelaunen verändert, es war ein mit dem Menschen verwachsenes Eigentum. In diesem individuellen, von Familiengeist und Familiensinn durchsetzten und beschützten Heim konnten wiederum leichter Menschen entstehen, die Eigenart hatten und bewahrten: Persönlichkeiten.

Dieser privatwirtschaftliche Zuschnitt ist unwiderbringlich dahin. Kein Seufzen brächte ihn zurück. Neue Formen sind da. Zentralisation. Weitgehende Organisation. Massenwirtschaft. Was wird aus der Familie?

Welches Band hält sie zusammen, nun das wirtschaftliche sich gelockert hat und Söhne und Töchter entschlüpfen lässt? Geben wir das Familienleben preis, so geben wir die echte Kultur preis. Diese beruht auf Persönlichkeitsart, und eine Persönlichkeit braucht ihre Sphäre, ihre Welt für sich, ihre kleine Insel der Freiheit und Zurückgezogenheit, wie die eigene Familie sie gibt. Das eigene Heim, die Familie, setzt aber, wie ein wohlgeordnetes Reich, Teilung der Arbeit und Gliederung der Personen, setzt Überordnung und Unterordnung voraus. Nicht Menschenwillkür hat entschieden, dass von den beiden Gatten das Weib sich seinem Ehemann unterordne. Die Natur hat es so gewollt. Die Natur hat das Weib in seiner Geschlechtsaufgabe schutzbedürftig gemacht. An dieser Bestimmung der Natur ist nichts zu ändern; so wird es das Los des weiblichen Geschlechts bleiben, sich in der Ehe, im Familiendienste, dem Gatten unterzuordnen. Die Ehefrau hat ihren Schwerpunkt infolge ihrer Familienaufgabe im Hause, der beruflich, politisch tätige Mann ausser dem Hause: Wem fällt es zu, die Familie zusammenzuhalten, wenn nicht der Frau? Ist sie dieser Aufgabe nicht gewachsen oder nicht geneigt, so ist das Fortbestehen dieser Lebensform in Frage gestellt.

Aber liegt hier nicht ein Widerspruch? Was soll die Frau im Familienheim, das nicht mehr „produziert“? Nun, wenn die Familie nicht mehr „produziert“, so konsumiert sie doch, und der Konsum (im weitesten Sinne genommen) ist infolge gesteigerter Kulturbedürfnisse eine verwickelte Angelegenheit geworden. Die Ordnung des Konsums ist eine Aufgabe, von deren beliebter Unterschätzung bereits die Rede war. Neben dieser Aufgabe steht aber die andere grössere: Der Familie ein Heim zu machen und die Kinder zu erziehen. Und diese Mission der Frau ist die gleiche in allen Klassen. Diese vorwiegend geistig-sittlichen Aufgaben werden von keiner Änderung der Wirtschaftsordnung

verkürzt. Alle technischen Fortschritte der Welt können diese fraulichen Aufgaben nicht aufheben, wohl aber können sie sie erleichtern, indem sie die Hand der Frau entlasten und ihr Zeit sparen. Weil dem so ist, kann die Frau jeden Fortschritt auf technischem Gebiete als einen Freund begrüssen, der den Schwerpunkt ihrer Aufgabe von der wirtschaftlich-materiellen Seite auf die geistig-sittliche verschieben helfen will.

Ein Widerspruch ist nicht festzustellen. Wir nehmen den Faden wieder auf, indem wir abermals fragen: Ist das weibliche Geschlecht imstande oder gewillt, diese Aufgaben zu erfüllen? Will es auch ferner dem Familiendienste seine beste Kraft, seine besten Jahre (die Kurven!) widmen? Spricht nicht ein Geist aus der modernen Frauenwelt, der nicht die Familie, sondern sich selbst sucht, der nicht sich einordnen, sondern „sich selbst durchsetzen, sich ausleben" will? Und ist nicht die Frauenbewegung Trägerin dieses Geistes?

Wer wollte leugnen, dass Grund zu diesen Befürchtungen vorliegt? Der Geist, der sich in einem grossen Teile der Literatur und Feuilletons von Frauenhand zu Gehör bringt, ist nicht nur eine radikale Absage an den Geist dienender, warmherziger, opferfreudiger Mütterlichkeit, sondern auch an den alten Geist christlicher Zucht und Sitte. Aber nicht von der Frauenbewegung wird dieser freche Geist getragen. Was die Vorkämpferinnen für die Besserstellung ihres Geschlechts wollen, drängt sich kurz in die Forderung zusammen: Brot, Wissen, Recht. Brot zu suchen, zwingt die wirtschaftliche Umwälzung. Wissen und Recht zu fordern, zwingt einerseits die geistig-sittliche Seite der Familienaufgabe, andererseits die Schutzlosigkeit der alleinstehenden Berufsarbeiterin aus allen sozialen Schichten. Wissen und eine gesicherte Rechtsstellung in der Ehe werden die Autorität der Hausmütter den Haushaltsangehörigen, in erster Linie den Kindern

gegenüber, stärken zum Wohl der gesamten Familie. Wissen und Recht fordert die Frauenbewegung aber auch für die Berufsarbeiterin. Sie soll ihre Arbeit kennen und können und vor dem Missbrauch der wirtschaftlichen Überlegenheit des männlichen Vorgesetzten, des Arbeitgebers oder Dienstherrn, sichergestellt sein. Löbliche Ziele! Aber auch hier säet menschliche Unvollkommenheit Unkraut unter den Weizen. Auswüchse lassen sich nicht leugnen. Nicht alle Mädchen z. B. können die Ausnahmestellung vertragen, die ihnen gymnasiale oder akademische Bildung gegenwärtig noch verleiht. Das Wissen steigt ihnen zu Kopfe und macht sie zu höchst unerfreulichen Zwittergestalten, zu männlicher und weiblicher Art gleich unfähig. Wer hätte nicht schon solch ein aufgeblasenes Jüngferchen gesehen, das mit geringem Wissen und unerprobtem Können ein ganz unbegründetes Selbstbewusstsein verbindet? Dem Familienkreise steht es geringschätzend gegenüber: es übersieht die Mutter, die für seine Bedürfnisse zu sorgen hat, ja, wenn der Vater nicht Latein kann, wird auch er begönnert. Mit blasierter Überlegenheit werden alle Pflichten gegen den Familien- oder Freundeskreis als Hemmung der eigenen bedeutungsvollen Entwickelung abgewiesen. Bei der eigenen Bedeutung für die Menschheit sind alle Rücksichtslosigkeiten entschuldbar, ja eigentlich selbstverständlich. Ältere Frauen — insonderheit wenn sie altmodisch genug sind, um religiös und häuslich zu sein — werden mit kühler Geringschätzung geschnitten. Ihr geräuschloses Wirken im Hause verdient es nicht besser.

Es ist nicht leicht, gegen solche Auswüchse nachsichtig zu sein, besonders nach verfehlten Versuchen, das verzerrte Bild der wirklichen Welt in diesen Köpfen zurechtzurücken. Schliesslich sagt man sich, dass Mangel an Intelligenz nicht vor Studien schützt und dass Dummheit — selbst die humanistisch oder realistisch übertünchte — immer Dummheit bleibt, gegen diese

unbesiegbare Eigenschaft aber selbst Götter vergeblich kämpfen.

Bei aller Unerfreulichkeit ist dieser Auswuchs noch der harmlosere. Er wird immer mehr verschwinden, je gründlicher die Frauenbildung wird. „Nur solange die Ähre leer bleibt, streckt sie den Kopf keck in die Höhe, sie senkt sich, sobald sie Fruchtkörner bringt“ (W. v. Humboldt). Bedenklicher ist die Verwirrung in den Begriffen von Freiheit und guter Sitte, wie sie in der Frauenliteratur zutage tritt. Nicht als ob die Frauenbewegung diese Verwirrung beabsichtigte oder bewusst begünstigte, sie protestiert aber nicht scharf genug dagegen und lädt dadurch den Verdacht auf sich, als stünde sie direkt oder indirekt zu dieser Begriffsverwirrung und Instinktverirrung in Beziehung. Auch noch in anderer Weise ist die Frauenbewegung nicht ganz ohne Schuld. Das Geschlechtsinteresse steht zu einseitig, ja ausschliesslich, im Vordergrunde. Man vermisst den Hinweis, dass alle Errungenschaften schliesslich dem Ganzen dienen sollen, dass man den Zusammenhang zwischen dem Ganzen und den Teilen nicht vergisst. Noch ist die Frauenbewegung die Antithese zu dem Geschlechtsegoismus der Männer: je eher sie zur Synthese kommt, zur bewussten Einordnung in die organisierte Gesellschaft mit männlicher Führung, desto eher besiegt sie alle Bedenken und erwirbt die Mitarbeit einsichtiger Männer an ihren berechtigten Zielen. Die Bedeutung der Frauenbewegung als eines Kulturfaktors hängt von ihrer Stellung zum Ganzen ab, hängt davon ab, ob sie bindend oder zersetzend wirkt. Jedes neue Recht, jede erweiterte Freiheit muss ein bindendes Gegengewicht haben äusserlich in einer Arbeit, in einer Pflicht, innerlich in einer Verfeinerung des Gewissens. Ist die Frau innerlich gebunden, so kann sie jede neue Lebensform mit dem alten Geiste füllen, der sie gemeinschaftsfähig und zum Fundament christlicher Kultur gemacht hat.

Die Einordnung in das Ganze als Weib ist aber auch der beste Weg für die ledige geistige Berufsarbeiterin, sich selbst und anderen zu dienen. Verleugnet das Weib seine innerste Natur, will es in möglichster Mannähnlichkeit ausserhalb seines Geschlechts stehen, so kann es auch bei der besten Begabung der Welt keinen neuen Kulturwert geben, dann kann nur „eine Multiplikation dabei herauskommen“ (Simmel), die Multiplikation einer männlichen Persönlichkeit. Nur die vollentwickelte, durchgebildete Weibpersönlichkeit, die den Mut hat, ganz sie selbst zu sein, kann uns — vielleicht — eine neue Seite des Menschentums offenbaren. Auf dem Wege der Vermännerung muss unabwendlich die Stunde kommen, wo das Weib „sich selbst vermisst“ und verzweifelnd zusammenbricht.

Was kann der Leser, die Leserin nun aber tun, um alle diese Bedenken zu besiegen?

Der beste Weg zum Siege hier wie überall ist der der f l e i s s i g e n M i t a r b e i t. Zersetzende Strömungen bannt man am sichersten, indem man bindende und bewahrende kräftig unterstützt.

Thesen.

Wir fassen den Inhalt der vorstehenden Abschnitte kurz in folgende Sätze zusammen:

Mann und Weib sind die Verkörperungen zweier gleichwertiger göttlicher Ideen.

Nicht Gleichartigkeit, sondern möglichste Ausbildung der beiden verschiedenen Typen ist das Ziel der Entwickelung.

Jedes Geschlecht bedarf der Ergänzung durch das andere: In der Gemeinschaft Vollendung.

Die christliche Geschlechtsgemeinschaft ist die lebenslängliche Einehe.

An ihrer Unantastbarkeit ist das weibliche Geschlecht vorwiegend interessiert. Jede Strömung, die das Band der Ehe lockert, schädigt das weibliche Geschlecht; jede Macht, die die Ehe schützt, schützt das Weib.

Die leistungsfähigsten Jahre der überwiegenden Mehrzahl des weiblichen Geschlechts gehören dem Eheberufe. In der Altersklasse 30—50 sind (rund) 77% verheiratet. Trotzdem kann die Ehe nicht als lebenslänglicher Beruf, geschweige denn als lebenslängliche Versorgung mit Sicherheit angesehen werden. Von 50 Jahr ab ist die grössere Hälfte des weiblichen Geschlechts

wieder ohne Versorger. Witwen- und Waisenversorgung ist unabweisliche Forderung.

Wie des Lebens Mitte der Ehe, so gehört die Jugend mit 66%, das Alter mit 25% der Erwerbstätigkeit.

Zwischen Eheberuf und Erwerbstätigkeit, zwischen Abhängigkeit und Selbständigkeit wird das weibliche Geschlecht hin und her geworfen. Sein Leben ist dualistisch gespalten.

Weil dieser Dualismus im Dienste der menschlichen Gesellschaft das Leben des Weibes erschwert und seine Kraft zersplittert, hat die Gesellschaft die Pflicht, ihm Hausmutterberuf und Erwerbstätigkeit zum Wohle der Gesamtheit zu erleichtern.

Zu diesem Zwecke muss das Weib mehr als bisher geschützt werden: in der Ehe vor männlicher Willkür (z. B. Verbesserungen im ehelichen Güterrecht), in der Erwerbstätigkeit vor männlicher Konkurrenz (weibliche Zunft).

Soll der Schutz des weiblichen Geschlechts nicht Züchtung der Mittelmässigkeit werden, so muss es in allen Schichten zu (disziplinierter) gelernter Arbeit tüchtig gemacht werden. Das Mädchen muss, so gut wie der Knabe, eine Arbeit berufsmässig erlernen.

Auf den häuslichen Beruf muss das weibliche Geschlecht ausnahmslos durch eine elementare hauswirtschaftliche Schulung vorbereitet werden. Für die Möglichkeit gründlicher, systematischer, allseitiger Fortbildung auf diesem Gebiete, wie die wirtschaftlichen Frauenschulen sie gewähren, wäre ausgiebig Sorge zu tragen.

In der Erwerbung elementarer hauswirtschaftlicher Ausbildung muss für alle, in der Vorbereitung auf ein

Erwerbsfach für die Berufsanwärterinnen Fortbildungs-Schulzwang an Stelle der Zufälligkeit treten. Für Fortbildungsschulen haben Staat und Gemeinde zu sorgen.

Für die weiblichen Erwerbstätigen aller Klassen, die dem Familienleben entrückt sind, gilt es, Formen gemeinschaftlichen Lebens zu finden. Die deutsche Vergangenheit bietet bewährte Muster, die für Berufsarbeiterinnen zweckentsprechend auszugestalten und Zeitbedürfnissen anzupassen sein würden.

Das weibliche Geschlecht zeigt eine längere Lebensdauer als das männliche (III B), es befindet sich gerade in den Jahren hilfsbedürftigen Greisenalters in den europäischen Kulturstaaten in der Überzahl (III A). Der Altersversorgung des weiblichen Geschlechts ist von allen Seiten grössere Aufmerksamkeit zu schenken.

A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam

Reform oder Revolution!

Von Geh. Oberregierungsrat **C. von Massow.**

Zweite, veränderte Auflage.

1895. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—

Sozial-Aristokratische Ideen.

Von **Karl Freiherrn von Manteuffel.**

1896. Preis Mk. 1.—.

Die Geschichte des Berliner Vereins zur Besserung der Strafgefangenen 1827—1900.

Beitrag zur Geschichte des preuss. Gefängnis- und Fürsorgewesens für entlassene Gefangene v. Gerichtsassessor **Dr. Ernst Rosenfeld.**

1901. Mk. 2.50.

Freiheit und soziale Pflichten.

Von Professor **Dr. Adolf Prins,** Brüssel.

Autorisierte deutsche Ausgabe v. Stadtrat **Dr. jur. E. Münsterberg.**

1897. Mk. 2,75.

Die Armenpflege.

Einführung in die praktische Pflegetätigkeit.

Von Stadtrat **Dr. jur. E. Münsterberg.**

1897. Eleg. geb. Mk. 3.—.

„Das Werk sei aufs wärmste empfohlen, nicht nur denen, die direkt in der Armenpflege tätig sind oder in Beziehungen zu ihr stehen, sondern jedem, namentlich auch Frauen. Sie werden in ihm weit mehr Anregung finden, als der Titel vermuten lässt.“
„Zeitschrift der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.“

Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin.

Von Professor **Dr. E. Hirschberg,** Berlin.

1897. Mit mehreren graphischen Darstellungen. Mk. 5.50.

„. . . Es ist ein wirklich lesbares Buch, das jeder besitzen sollte, der sich für sozialpolitische Fragen interessiert . .“ „Preussische Jahrbücher.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlage.